Martin Elbe, Heiko Biehl,
Markus Steinbrecher (Hrsg.)

Empirische Sozialforschung in den Streitkräften

Positionen, Erfahrungen, Kontroversen

Berliner
Wissenschafts-Verlag

Empirische Sozialforschung in den Streitkräften

Sozialwissenschaftliche Studien des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr

Herausgegeben vom
Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften
der Bundeswehr

Band 23

Martin Elbe, Heiko Biehl,
Markus Steinbrecher (Hrsg.)

Empirische Sozialforschung in den Streitkräften

Positionen, Erfahrungen, Kontroversen

Berliner
Wissenschafts-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtes ist unzulässig und strafbar.

© 2021 BWV | BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG GmbH,
Behaimstraße 25, 10585 Berlin,
E-Mail: bwv@bwv-verlag.de, Internet: http://www.bwv-verlag.de

Redaktion: ZMSBw, Potsdam, Fachbereich Publikationen (0858-01)
Projektkoordination, Lektorat: Annabel Franceschini
Grafiken, Satz: Carola Klinke
Umschlagabbildung: Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr bei einem feierlichen Appell. (Picture Alliance/dpa, Jens Wolf)

Druck: Memminger MedienCentrum, Memmingen
Gedruckt auf holzfreiem, chlor- und säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Printed in Germany.

ISBN Print 978-3-8305-5136-2
ISBN E-Book 978-3-8305-4362-6

Inhalt

Vorwort 7

Militärsoziologie als empirische Sozialforschung – Chancen, Grenzen und Kritik
Martin Elbe, Heiko Biehl und Markus Steinbrecher 9

Teil I: Voraussetzungen, Grundlagen und Wirkungen der empirischen Militärsoziologie

Funktionen militärsoziologischer Forschung. Eine Bilanz der Militärsoziologie als empirischer Sozialforschung
Heiko Biehl 23

Zur wissenschafts- und sozialtheoretischen Grundlegung der empirischen Militärsoziologie
Martin Elbe 57

Organisationssoziologische Perspektiven auf das Militär
Tabea Koepp 89

Forschung für die Streitkräfte?
Jens Warburg 125

Die Wissenschaft und die Politik: Zur politischen Nutzung militärsoziologischer Forschungsergebnisse
Gerhard Kümmel 149

Teil II: Methoden der empirischen Militärsoziologie

Quantitative und qualitative Methoden in der militärsoziologischen Forschung. Grundzüge, Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Verknüpfungen
Heiko Biehl und Maren Tomforde 171

Meinung oder Methode? Potenzielle Fehler in quantitativen Befragungen der Bundeswehr
Chariklia Rothbart 197

Qualitative In-situ-Untersuchung von militärischen Hochrisikotruppenteilen
Jakob Rømer Barfod 235

Einen Versuch wär's wert: Die Bedeutung von Experimenten und Simulationen für die militärsoziologische Forschung
Martin Elbe und Markus Steinbrecher 267

Teil III: Anwendungsfelder der empirischen Militärsoziologie

Ganz normale Organisationsforschung. Empirische Befragungen in der Bundeswehr
Gregor Richter 301

Im Urteil der Bürgerinnen und Bürger: militärbezogene Bevölkerungsbefragungen
Markus Steinbrecher 323

Die Anderen und ich: Meinungsklimaforschung in der empirischen (Militär-)Soziologie
Meike Wanner 351

»Haben Se jedient?« Biografieforschung und Militär
Nina Leonhard 377

Glaube, Ethik, Innere Führung – Zur empirischen Erforschung weltanschaulicher Prägungen und normativer Grundlagen in den Streitkräften
Angelika Dörfler-Dierken 395

Sozialforschung und Geschichtsschreibung: Betrachtungen eines Grenzgängers
Thorsten Loch 437

Autorinnen und Autoren 461

Vorwort

Mit seiner militärsoziologischen Forschung richtet sich das Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr (ZMSBw) an die Streitkräfte, Wissenschaft und interessierte Öffentlichkeit gleichermaßen. Auf den ersten Blick sind kaum Bezüge zwischen den Interessen und Absichten dieser drei Adressaten zu vermuten. Verteidigungsministerium und Bundeswehr sind vor allem an exklusiven Daten und Einsichten über die Streitkräfte und die Soldatinnen und Soldaten interessiert. In der Folge können sozialempirische Untersuchungen eine Grundlage für ministerielle oder militärische Entscheidungen bilden. Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler erwarten hingegen Studien, die sich an den Standards und Debatten der Disziplin orientieren und diese voranbringen. Für die breitere Öffentlichkeit wiederum sind sozialempirische Erhebungen in und zu den Streitkräften ein Instrument der Transparenz und Kontrolle, denen sich die Bundeswehr als Armee der Demokratie stellen muss.

Die vorliegende Publikation verdeutlicht, wie die militärsoziologische Forschung unseres Zentrums diesen Erwartungen gleichermaßen begegnen kann. Der Band richtet sich in erster Linie an das wissenschaftliche Fachpublikum, in dem er die Methodologie und die Methoden sozialempirischer Untersuchungen transparent macht, sie kritisch reflektiert und einer wissenschaftlichen Prüfung aussetzt. Dabei geht es um die Angemessenheit von Methoden und Verfahren sowie um die Möglichkeiten und Bedingtheiten sozialwissenschaftlicher Forschung im ministeriellen Auftrag. Vertreterinnen wie Kritiker der militärsoziologischen Ressortforschung kommen gleichermaßen zu Wort. Als Kommandeur des ZMSBw freut mich insbesondere, dass die Beiträge zur historischen und ethischen Forschung den interdisziplinären Charakter unseres Hauses verdeutlichen.

In seinem Zuschnitt richtet sich der Sammelband zugleich auch an die Streitkräfte und die breitere Öffentlichkeit: Den darin geführten Debatten liegen die militärsoziologischen Untersuchungen zugrunde, die im Rahmen der Ressortforschung für das Bundesministerium der Verteidigung erstellt werden. Dem Fachpublikum und der Öffentlichkeit sind die Studien über Veröffentlichungen unseres Hauses in Fachverlagen sowie über unsere Website (www.zmsbw.de) zugänglich. Der Band – wie unsere anderen Publikationen – zeigt, dass militärsoziologische Forschung vom Austausch, vom Dialog, aber auch von der Kontroverse lebt. Alle Interessierten aus Wissenschaft, Politik, Medien und Gesellschaft sind herzlich eingeladen, sich daran zu beteiligen.

Das vorliegende Werk wird durch einen englischsprachigen Band ergänzt, der sich der militärsoziologischen Methodologie im internationalen Vergleich annimmt und in Kürze erscheinen wird (»Empirical Social Research in and on the Armed Forces. Comparative and National Perspectives«, herausgegeben von Markus Steinbrecher, Heiko Biehl und Martin Elbe). Dabei stehen die Strukturen, Institutionen und Ergebnisse der empirischen Militärsoziologie in verschiedenen Ländern im Mittelpunkt und es wird geprüft, inwieweit die nationale Prägung der Forschung Einfluss auf ihre Inhalte und Methoden nimmt.

Den Herausgebern, Prof. Dr. Martin Elbe, Dr. Heiko Biehl und Dr. Markus Steinbrecher, gilt mein Dank für die Umsetzung des Projekts und die Zusammenstellung der Inhalte. Darüber hinaus möchte ich den beteiligten Autorinnen und Autoren für die Unterstützung des Projekts und für ihr Engagement danken. Zuletzt gebührt mein Dank dem Fachbereich Publikationen am ZMSBw für die Realisierung des Buches in der Reihe »Sozialwissenschaftliche Studien des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr« im Berliner Wissenschafts-Verlag. Ich wünsche dem vorliegenden Band zur empirischen Sozialforschung in den Streitkräften viel Erfolg.

Dr. Sven Lange
Oberst i.G. und Kommandeur
des Zentrums für Militärgeschichte und
Sozialwissenschaften der Bundeswehr

Militärsoziologie als empirische Sozialforschung – Chancen, Grenzen und Kritik

Martin Elbe, Heiko Biehl und Markus Steinbrecher

Seit rund zwei Jahrzehnten haben Handbücher, Einführungen, Nachschlage- und Überblickswerke in den Sozialwissenschaften Konjunktur. Die großen internationalen Verlage, wie Oxford University Press, Routledge und Springer, haben eigene Handbuchreihen etabliert. In der Folge gerät der inhaltliche Zuschnitt der Überblickswerke immer feingliedriger. Zumeist sind die Handbücher disziplinären Teilbereichen oder einzelnen Themenfeldern gewidmet. Der Zuwachs an Nachschlagewerken ist zum Teil der Standardisierung der Hochschullehre im Zuge des Bologna-Prozesses geschuldet. Zugleich kommt diese Art von Publikationen den kommerziellen Interessen der Verlage entgegen. Aber auch für die Wissenschaft selbst erfüllen Handbücher und Einführungen wesentliche Funktionen. Zunächst dienen sie der akademischen Reflexion und Selbstvergewisserung. Sie bieten einen Überblick über den Stand der Forschung zu einem Themenbereich – häufig definieren sie einen solchen erst. Sie legen einen Kanon zentraler Themen fest, bestimmen die zu zitierende Literatur und werden selbst zu bibliografischen Standardreferenzen. Mithin sind Überblicksdarstellungen ein Instrument zur Etablierung und Institutionalisierung von Forschungsfeldern und (Sub-)Disziplinen. Sie dokumentieren den Anspruch und den Behauptungswillen eines Forschungszusammenhangs und setzen ihn ins Verhältnis zu anderen Forschungsfeldern und akademischen Disziplinen. Handbücher besetzen und reklamieren thematische Felder.

Von daher ist es wenig überraschend, dass sich auch in der Militärsoziologie, die darum ringt, ihr akademisches Standing zu verbessern, eine zunehmende Zahl an Überblickswerken findet. Bemerkenswert ist jedoch, wie sich der Fokus dieser Darstellungen in jüngster Zeit verschoben hat. Noch in den 2000er-Jahren widmeten sich diese vornehmlich militärsoziologischen Inhalten und Themen. Die damaligen Publikationen präsentierten den Stand der Forschung entlang von Themenfeldern. So bieten die internationalen Bände von Jean Callaghan und Franz Kernic (2003) sowie Giuseppe Caforio (2006 in 1. Aufl., 2018 in 2. Aufl.) Beiträge zu klassischen militärsoziologischen Untersuchungsgegenständen wie Militär und Krieg, zivil-militärische Beziehungen, Wehrpflicht, Kampfmoral oder soldatische Identität. Auch die deutschsprachigen Bände zur Militärsoziologie aus den 2000er-Jahren präsentieren die Disziplin vorrangig entlang ihrer thematischen Schwerpunkte. Die Beiträge bei Gerhard Kümmel und Andreas Prüfert (2000) verbinden dabei die Entwicklung der internationalen mit der deutschen Militärsoziologie. Franz Kernic

(2001) identifiziert in seinem Forschungsüberblick vier zentrale Themenfelder der Militärsoziologie: Sozialpsychologie des Soldatischen, Militär als Organisation, Streitkräfte und Gesellschaft sowie militärische Gewalt aus Gender-Perspektive. Ähnlich zeichnen Volker Heins und Jens Warburg (2004) grundlegende und aktuellere Debatten der Militärsoziologie aus individueller, organisationaler und gesellschaftlicher Perspektive nach. Das Handbuch von Sven Gareis und Paul Klein (2004 in 1. Aufl., 2006 in 2. Aufl.) vereint eine Vielzahl eher kürzerer, inhaltlich ausgerichteter Beiträge und richtet sich an die Wissenschaft, Praxis und die interessierte Öffentlichkeit gleichermaßen. Der Band von Nina Leonhard und Ines-Jacqueline Werkner (2005 in 1. Aufl., 2012 in 2. Aufl.) ist dezidiert als universitäres Lehrbuch angelegt und stellt die Forschung zu den wesentlichen militärsoziologischen Feldern vor.

In den neueren Überblickswerken liegt der Schwerpunkt demgegenüber auf den methodischen Bedingungen, Verfahrensweisen und Instrumenten militärsoziologischer Forschung. Während die Frage, worüber die Militärsoziologie forscht, etwas in den Hintergrund getreten ist, richtet sich nun der Fokus darauf, wie geforscht wird. Der Band von Joseph Soeters, Patricia Shields und Sebastiaan Rietjens (2014) bietet Abschnitte zur Positionierung der Forschenden sowie zu qualitativen wie zu quantitativen Methoden. Die Anthologie von Helena Carreiras und Celso Castro (2013) konzentriert sich demgegenüber ganz auf qualitative Verfahren, während ein Nachfolgewerk die Gesamtheit der »historical, social, institutional and personal factors that frame research« (Carreiras et al. 2016: 1) in den Blick nimmt. Im »Routledge Companion to Military Research Methods« (Williams et al. 2016) dominieren qualitative Ansätze, die zumeist auf einem ethnologischen Verständnis fußen. Weshalb hat sich der Fokus der militärsoziologischen Selbstbeschreibung und Reflexion von den Inhalten auf die Methoden verschoben? Woher kommt das verstärkte Interesse der Militärsoziologie an ihren methodischen Voraussetzungen, Bedingungen und Konsequenzen? Zumindest drei Gründe scheinen relevant.

Erstens ist zwar richtig, dass die Militärsoziologie keine eigene Methodik hervorgebracht hat (wie Gregor Richter in seinem Beitrag für diesen Band betont), dennoch ist es naheliegend und legitim, nach den Besonderheiten und Adaptionen des Einsatzes sozialwissenschaftlicher Methoden zur Erforschung von Streitkräften zu fragen (siehe dazu u.a. die Beiträge von Chariklia Rothbart und Meike Wanner). Wie können sozialwissenschaftliche Methoden im militärischen Kontext zur Anwendung kommen? Was gilt es bei der Befragung von Soldatinnen und Soldaten zu bedenken? Können militärische Organisationen mit denselben Kriterien und Instrumentarien untersucht werden wie zivile Einrichtungen? Welchen Besonderheiten unterliegen Erhebungen in der Truppe?

Zweitens ist die jüngste Aufmerksamkeit der Militärsoziologie für ihre methodischen Grundlagen ihrem interdisziplinären Charakter geschuldet. Bekanntlich hat sich »Militärsoziologie« als Sammelbegriff für eine ganze Bandbreite sozialwissenschaftlicher Untersuchungen zu Streitkräften, Kriegen und militärischer Gewalt etabliert, die über genuin soziologische Theorien, Konzepte und Methoden weit hinausgehen. Neben politikwissenschaftlichen Zugriffen (etwa in den Analysen zum Verhältnis von politischen und militärischen Eliten) finden sich sozialpsychologische Analysen (beispielsweise zur soldatischen Motivation und Kohäsion), organisationstheoretische Arbeiten (zum Beispiel zu den unterschiedlichen Anforderungen von Verwaltungslogik und militärischem Gefecht) und normative Fragestellungen (etwa im Fachjournal »Military Ethics«). Im Zuge der internationalen militärischen Einsätze haben sich außerdem kulturwissenschaftliche und ethnologische Ansätze unter dem Dach der Militärsoziologie etabliert. Die wissenschaftlich und wissenschaftspolitisch immer wieder geforderte Interdisziplinarität ist in der Militärsoziologie seit Jahrzehnten gelebte Forschungsrealität (Boëne 2000; Leonhard/Werkner 2005). Diese Pluralität macht jedoch einen Austausch und eine Verständigung zwischen den Disziplinen notwendig (wozu Angelika Dörfler-Dierken und Torsten Loch mit ihren Artikeln in diesem Band beitragen). Als Disziplin zwischen den Disziplinen sieht sich die Militärsoziologie herausgefordert, die Kooperation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unterschiedlicher Provenienz zu ermöglichen. Es besteht die Pflicht, sich immer wieder über die Wurzeln, Hintergründe und versteckten Annahmen der eigenen Position, des eigenen Ansatzes und des eigenen Vorgehens Rechenschaft abzulegen. Methodische Reflexionen sind daher kein Ausdruck von Unsicherheit und Selbstzweifeln – im Gegenteil. Die Perspektivierung und Infragestellung eigener Standpunkte ist Ausdruck eines transparenten und kritischen, letztlich modernen Verständnisses der Militärsoziologie als empirischer Sozialforschung. Die Bedingungen militärsoziologischer Forschungsprozesse sind daher noch intensiver als bisher zu reflektieren und zu diskutieren, wozu der vorliegende Band beitragen möchte.

Drittens ist die gestiegene Aufmerksamkeit und Sensibilität für die methodischen Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen das Verdienst einer spezifisch kritischen Militärsoziologie. Seit einem guten Jahrzehnt vereinen sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unter diesem Label, um gegen die Ausrichtung und Defizite der etablierten Militärsoziologie anzugehen. Einen wesentlichen Anstoß gab das bemerkenswerte Plädoyer von Paul Higate und Alisa Cameron (2006), die in einem Beitrag im führenden Journal »Armed Forces & Society« für einen bewussteren Umgang der Militärsoziologie mit den Voraussetzungen und Bedingungen ihrer Forschung eintraten. Seitdem werden methodische Reflexionen

zunehmend in einem umfassenden Sinne verstanden. Nicht allein der Einsatz von Erhebungs- und Analyseinstrumenten ist von Belang, vielmehr ist die Position der Forschenden in Gänze zu reflektieren. Die normativen, wissenschaftlichen und beruflichen Beziehungen zwischen Wissenschaftlern und Streitkräften geraten so in den Blick. Damit erfahren militärsoziologische Methoden im Sinne einer Methodologie Aufmerksamkeit. Die gesamte Interaktion zwischen den Forschenden und dem Untersuchungsgegenstand wird analysiert – zumal die Streitkräfte nicht selten Auftraggeber, Finanzier, Untersuchungsobjekt und politischer Verantwortungsträger gleichermaßen sind.

Seit 2015 erscheint die Zeitschrift »Critical Military Studies«, die nicht zufällig aus einer interdisziplinären Konferenz zu »Military Methodologies« in Newcastle erwuchs. Laut Selbstdarstellung unterstützt das Journal

> »[t]he interrogation and destabilization of often taken-for-granted categories related to the military, militarism and militarization. It especially welcomes original thinking on contradictions and tensions central to the ways in which military institutions and military power work, how such tensions are reproduced within different societies and geopolitical arenas, and within and beyond academic discourse. Contributions on experiences of militarization among groups and individuals, and in hitherto underexplored, perhaps even seemingly ›non-military‹ settings are also encouraged.«[1]

Damit steht der Vorwurf an die etablierte Militärsoziologie im Raum, diese habe infolge ihrer institutionellen Verflechtung mit den Streitkräften und den Verteidigungsministerien blinde Flecken. Sie würde militärische Eigenheiten allzu oft unhinterfragt annehmen und könne militärische Strukturen und Prozesse, insbesondere militärische Macht, nicht in Perspektive setzen und erst recht nicht infrage stellen. Im Gründungseditorial der Zeitschrift kulminiert die Kritik in dem Vorwurf (Basham et al. 2015: 2):

> »[t]he methodological plurality of critical military studies and its engagement with the politics of positionality stands out markedly from more traditional social scientific approaches to the military and security and their often atheoretical, apolitical, and largely quantitative stances.«

In eine ähnliche Richtung, wenngleich in abgemilderter Form, hat Yagil Levy als Präsident des führenden militärsoziologischen Verbundes European Research Group on Military and Society (ERGOMAS) argumentiert. Er kommt ebenfalls

---

1 Siehe die Selbstbeschreibung auf der Website des Journals: <https://www.criticalmilitarystudies.org/more-about-the-journal> (letzter Zugriff: 29.1.2020).

zu dem Schluss, dass »most studies of military organizations and of civil-military relations belong to the category of empirical-analytic sciences« (Levy 2015: 3). Ursache hierfür sei nicht zuletzt der Status der militärsoziologisch Forschenden. Deren Bindung an Streitkräfte und Verteidigungsressorts präjudiziere eine Ausrichtung der Forschung, der sich eine kritische Militärsoziologie entgegenstelle (Levy 2015). Mithin wird in Zweifel gezogen und zuweilen in Abrede gestellt, ob die Unabhängigkeit der militärsoziologischen Forschung in ausreichendem Maße gegeben sei. Insbesondere der Status und die Situation der Forschenden, die oftmals in den Streitkräften und für die Streitkräfte aktiv sind, führe zu Abhängigkeitsverhältnissen, Betriebsblindheiten und Loyalitäten, die der wissenschaftlichen Freiheit und Unparteilichkeit entgegenstünden.

Dieser Vorwurf ist angesichts der Tatsache, dass das Militär (nicht nur hierzulande) einen Großteil der Forschung beauftragt und beaufsichtigt, nicht leicht von der Hand zu weisen. Der multiple Zugriff von Streitkräften und Ministerien auf Forschungsprozesse führt zwangsläufig dazu, dass viele – zumal empirische – Studien den Charakter reiner Organisationsberatung annehmen, bei der es vor allem darum geht, Informationen zu (vermeintlichen) militärischen Problemen zu gewinnen und Lösungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Jeder, der schon einmal eine militärsoziologische Tagung besucht hat, kennt Studien, die methodisch solide und empirisch gesättigt, zugleich aber theoriefern und soziologisch irrelevant sind. Von daher sind die Vorwürfe der kritischen Militärsoziologie in Teilen berechtigt. Doch treffen sie auf jedwede Studie zu, die in diesem Kontext entsteht? Genügt Ressortforschung – so der deutsche Fachterminus für ministeriell beauftragte Forschung – per se nicht den Anforderungen wissenschaftlicher Forschung? Ist die militärsoziologische Forschung in den und für die Streitkräfte methodisch so eingeschränkt, dass sie grundlegenden Standards der empirischen Sozialforschung nicht folgt oder folgen kann? Diesen Fragen muss sich die Militärsoziologie stellen. Dies gilt umso mehr für die Forschung, die von Ministerien und Streitkräften unterstützt und beaufsichtigt wird, so wie dies beim Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr (ZMSBw), der Dienststelle der Herausgeber dieses Bandes, der Fall ist. Denn bislang fehlt es hierzulande an einer weiterführenden Auseinandersetzung mit den methodologischen Voraussetzungen der Militärsoziologie und den Vorwürfen der kritischen Militärsoziologie. In der deutschsprachigen Literatur findet sich der Begriff der kritischen Militärsoziologie allenfalls zur Markierung eigener Arbeiten (Hagen 2012; Haß 2016), ohne dass weiterführende Beiträge zu erkennen wären. Dieser Band möchte die Anregungen der kritischen Militärsoziologie produktiv aufgreifen und die Debatte um die Methodologie und die Methoden der empirischen Militärsoziologie voranbringen. Beabsichtigt ist damit ein Beitrag zur disziplinären Verständigung der

Militärsoziologie, in dem auch über (zumeist abgeschlossene) Forschungsprojekte reflektiert wird. Um die Breite der Debatte abzubilden, kommen Vertreterinnen und Kritiker von Militärsoziologie und Ressortforschung gleichermaßen zu Wort. Nur innerhalb eines pluralen Meinungsspektrums kann Transparenz und Dialog darüber, was empirische Militärsoziologie ausmacht und mit welchen Herausforderungen sie konfrontiert ist, gelingen.

Der vorliegende Band gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil werden die Voraussetzungen, Grundlagen und Wirkungen der empirischen Militärsoziologie thematisiert, der zweite Abschnitt setzt sich mit Methodenproblemen im engeren Sinne und der dritte Teil mit ausgewählten Anwendungsfeldern der empirischen Militärsoziologie auseinander.

Den ersten Abschnitt leitet *Heiko Biehl* mit einer Bilanz der Militärsoziologie als empirischer Sozialforschung ein. Dabei greift er auf das von Michael Burawoy eingeführte Kategorienschema zurück und sieht die Defizite der Militärsoziologie vor allem in ihrer professionellen Etablierung, während sie erhebliche Wirkung als *policy sociology* entfaltet hat. Die Einwände der kritischen Militärsoziologie treffen vor allem mit Blick auf die Theorieabstinenz vieler Studien zu. Dem Verdikt thematischer Einseitigkeit stimmt der Beitrag hingegen nicht zu. Zugleich bezweifelt er, ob und wie es der kritischen Militärsoziologie gelingen kann, sich der Instrumentalisierung durch Politik und Streitkräfte zu entziehen – vor allem, wenn kritische Militärsoziologie mehr sein möchte als eine politische Positionierung zu den Streitkräften.

Martin Elbe diskutiert die wissenschafts- und sozialtheoretischen Grundlagen der empirischen Militärsoziologie und ordnet die Disziplin sowohl methodologisch als auch sozialtheoretisch ein. Dabei legt er unter anderem die geistesgeschichtlichen Wurzeln der kritischen Militärsoziologie in Anschluss an die Frankfurter Schule offen. Dieser Denktradition, die zur normierenden Sozialtheorie zu zählen ist, stellt er verstehende und erklärende Ansätze gegenüber, die in ihrer Gesamtheit den ideengeschichtlichen und wissenschaftstheoretischen Hintergrund der heutigen Militärsoziologie bilden.

Schon früh erfolgte die soziologische Auseinandersetzung mit dem Militär in enger Verbindung mit der organisationssoziologischen Perspektive auf das Militär – diese Tradition greift *Tabea Koepp* in ihrem Beitrag auf. Dabei lehnt sie sich an den von Niklas Luhmann entwickelten Organisationsbegriff an und macht diesen für die Militärsoziologie erstmals fruchtbar. Entlang der Systematik der systemtheoretischen Organisationsanalyse zeigt Koepp wie anschlussfähig militärsoziologische Befunde an die drei Kernkategorien Zweck, Mitgliedschaft und Hierarchie sind.

Jens Warburg diskutiert in seinem Artikel explizit das Spannungsfeld zwischen dem Verständnis einer kritischen Militärsoziologie einerseits und den Bedingungen

einer Militärsoziologie als Ressortforschung andererseits. Wie er zeigen kann, ist dieses Spannungsverhältnis nicht aufzulösen, kann aber produktiv wirken. Seine Kritik richtet sich in erster Linie an die etablierten Sozialwissenschaften, die die Themen Krieg, Streitkräfte und militärische Gewalt weiterhin nicht ausreichend in den Blick nehmen. Hierin – und weniger in den Forschungsbedingungen der Ressortforschung – sieht er das eigentliche Defizit der (militär-)soziologischen Forschung.

Gerhard Kümmel beschließt diesen Teil mit seinen Betrachtungen zu Wissenschaft und Politik und untersucht die politische Nutzung militärsoziologischer Forschungsergebnisse. Sein Überblick verdeutlicht, dass die Verschränkung von politischen, staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Akteuren und Strukturen keine Besonderheit der Militärsoziologie ist.

Im zweiten Teil werden Methoden empirischer Militärsoziologie eingehender diskutiert. *Heiko Biehl* und *Maren Tomforde* bieten einen Überblick zu quantitativen und qualitativen Methoden, wobei sie Grundzüge, Gemeinsamkeiten, Unterschiede und Verknüpfungen der beiden Herangehensweisen aufzeigen. Bemerkenswert ist im Vergleich zu anderen Disziplinen und Themenfeldern, wie häufig in militärsoziologischen Studien die Kombination qualitativer und quantitativer Methoden ist. Damit hält der Vorwurf einer Dominanz quantitativer Instrumente (Basham et al. 2015) einer empirischen Prüfung nicht stand (so auch Rowley et al. 2012).

Den Zusammenhang zwischen Meinung und Methode diskutiert *Chariklia Rothbart* in ihrem Beitrag. Hier werden potenzielle Fehlerquellen (Skalenlänge, Interviewer, Erhebungsmodus) in standardisierten Befragungen und ihr Einfluss auf die Qualität der gewonnenen Daten eingehend diskutiert. Der Beitrag verdeutlicht die Methodensensibilität der empirischen Sozialforschung und zeigt – wie unter methodischer Perspektive – militärsoziologische Studien Anschluss an allgemeinere sozialwissenschaftliche Debatten finden können.

Einen ethnologischen Zugang wählt *Jakob Rømer Barfod* mit seiner qualitativen In-situ-Untersuchung von militärischen Hochrisikotruppenteilen. Die von ihm vorgestellte teilnehmende Beobachtung im militärischen Einsatz ist seit dem Zweiten Weltkrieg fester Bestandteil der empirischen Militärsoziologie. Neben den hohen persönlichen Anforderungen, die ein ethnologischer Zugang an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ohnehin stellt, erschweren die Gefahrensituation sowie gegebenenfalls der Status als Soldatin oder Soldat und als militärischer Vorgesetzter die Fähigkeit zur wissenschaftlichen Objektivität.

Den Methodenteil beschließen *Martin Elbe* und *Markus Steinbrecher* mit ihrem Beitrag zu Experimenten und Simulationen in der militärsoziologischen Forschung. Dieser Zweig sozialwissenschaftlicher Methoden hat in den letzten Jahren einen

bemerkenswerten Aufschwung erfahren und weist erhebliches Potenzial für die Weiterentwicklung der Militärsoziologie auf. Insbesondere durch den Vergleich mit zivilen Versuchsgruppen könnten die – immer wieder diskutierten und zugleich infrage gestellten – Besonderheiten der militärischen Organisation und der soldatischen Profession herausgearbeitet werden.

Der dritte Teil widmet sich Anwendungsfeldern empirischer Militärsoziologie. Zwar können nicht alle Bereiche der empirischen Militärsoziologie abgedeckt werden, zumal immer wieder neue Inhalte erschlossen werden (z.B. aktuell Gesundheit und Sport in den Streitkräften; Elbe 2020). Die vorhandenen Beiträge stellen aber typische Themenfelder vor. *Gregor Richter* beschäftigt sich mit empirischen Befragungen in der Bundeswehr als »ganz normaler Organisationsforschung« und liefert damit das empirische Pendant zu Tabea Koepps theoretischem Beitrag im ersten Teil des Bandes. Richter zufolge sind Streitkräftebefragungen – ungeachtet der notwendigen Adaptionen im militärischen Kontext – lediglich eine übliche Form der Mitarbeiterbefragung. Damit sind solche Erhebungen anschlussfähig an eine ganze Bandbreite von Theorien und Debatten aus der Soziologie, der Sozialpsychologie, der Organisationsforschung bis hin zur Betriebswirtschaftslehre.

Unter dem Titel »Im Urteil der Bürgerinnen und Bürger« stellt *Markus Steinbrecher* militärbezogene Bevölkerungsbefragungen vor, die hierzulande wesentlich durch Bundeswehrinstitute vorgenommen werden und ein kontinuierliches sicherheits- und verteidigungspolitisches Meinungsbild der Bevölkerung in Deutschland bieten. Entsprechend bilden diese Befragungen die empirische Grundlage für Studien und Analysen der Politikwissenschaft, Militärsoziologie, der politischen Psychologie und der Kommunikationswissenschaft.

In diesen Kontext ist die Analyse *Meike Wanners* »Die Anderen und ich« einzuordnen, die methodische Aspekte der militärbezogenen Meinungsklimaforschung diskutiert. Hierbei zeigt sich eine erhebliche Differenz zwischen dem gesellschaftlichen Zuspruch zur Bundeswehr, den Bevölkerungsbefragungen dokumentieren, und dessen Wahrnehmung bei den Bürgerinnen und Bürgern sowie bei den Soldatinnen und Soldaten.

Der qualitativen Anwendung im Bereich von Biografieforschung und Militär widmet sich *Nina Leonhard* unter dem Titel »Haben Se jedient?«. Dabei zeigen sich Möglichkeiten und Grenzen der Verbindung von militär- und erinnerungssoziologischer Forschung. Insbesondere die Frage nach der Relevanz der militärischen Sozialisation für individuelle wie kollektive Biografien bietet Hinweise auf den gesellschaftlichen Stellenwert des Militärischen.

Angelika Dörfler-Dierken setzt sich ebenfalls mit einer interdisziplinären Thematik auseinander und diskutiert den Zusammenhang von Glaube, Ethik und Innerer Führung in Bezug auf die empirische Erforschung weltanschaulicher

Prägungen und normativer Grundlagen in den Streitkräften. Gerade der besondere Stellenwert der Militärseelsorge in der Bundesrepublik verleiht diesem Themenfeld seine Relevanz und Brisanz. Die Gleichzeitigkeit von seelsorgerischer Unterstützung der Soldatinnen und Soldaten einerseits und politischer Kritik an den Streitkräften sowie am Einsatz militärischer Mittel andererseits eröffnet Einblicke in ein Geflecht zivil-militärischer Beziehungen, das sich einer einfachen Zuschreibung entzieht.

Wie man die unterschiedlichen Forschungstraditionen der Sozialforschung und der Geschichtsschreibung füreinander fruchtbar machen kann und damit zu ganz neuen Ansichten und Schlussfolgerungen gelangt, demonstriert *Thorsten Loch* anhand seiner »Betrachtungen eines Grenzgängers«. Dabei stellt er ein Projekt zur Elitenbildung in den Streitkräften vor, das auf der Kombination historischer Quellen und sozialwissenschaftlicher Methoden beruht. Loch untersucht die Lebens- und Karriereverläufe von Heeresgeneralen in der Bundeswehr und der Nationalen Volksarmee sowohl mithilfe statistischer Auswertungen als auch mit intensivem Quellenstudium. Damit löst er nicht nur den allgemeinen Anspruch an Interdisziplinarität ein, sondern zeigt auf, wie die seit Jahrzehnten geforderte Verknüpfung von Sozialgeschichte und empirischer Sozialforschung gelingen kann.

Mit dieser Breite an Inhalten und Beiträgen soll der Band Anlass zu einer Auseinandersetzung über die methodischen Bedingungen, Stärken und Schwächen der empirischen Militärsoziologie in Deutschland sein. Eine weitere Publikation des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr, die in Kürze erscheinen wird, nimmt ergänzend die Forschungspraxis im internationalen Vergleich in den Blick (Steinbrecher et al. 2021). Die Herausgeber danken den Autorinnen und Autoren für ihre Beteiligung und ihre Bereitschaft, auf unsere Anregungen einzugehen.

Literatur

Basham, Victoria M./Belkin, Aaron/Gifkins, Jess (2015): What is Critical Military Studies? In: Critical Military Studies, 1: 1, 1–2.

Boëne, Bernard (2000): Social Science Research, War and the Military in the United States: An Outsider's View of the Field's Dominant National Tradition. In: Kümmel, Gerhard/Prüfert, Andreas D. (Hrsg): Military Sociology: The Richness of a Discipline. Baden-Baden: Nomos, 149–254.

Caforio, Giuseppe (Hrsg.) (2006): Handbook of the Sociology of the Military. New York: Springer.

Caforio, Giuseppe (Hrsg.) (2018): Handbook of the Sociology of the Military. 2. Aufl. New York: Springer.

Callaghan, Jean M./Kernic, Franz (Hrsg.) (2003): Armed Forces and International Security. Global Trends and Issues. Münster: LIT Verlag.

Carreiras, Helena/Castro, Celso (Hrsg.) (2013): Qualitative Methods in Military Studies. Research Experience and Challenges. Milton Park: Routledge.

Carreiras, Helena/Castro, Celso/Frederic, Sabina (Hrsg.) (2016): Researching the Military. Milton Park: Routledge.

Elbe, Martin (Hrsg.) (2020): Die Gesundheit des Militärs. Baden-Baden: Nomos Verlag.

Gareis, Sven Bernhard/Klein, Paul (Hrsg.) (2004): Handbuch Militär und Sozialwissenschaft. 1. Aufl. Berlin: Springer VS.

Heins, Volker/Warburg, Jens (2004): Kampf der Zivilisten. Militär und Gesellschaft im Wandel. Bielefeld: Transcript.

Hagen, Ulrich vom (2012): Homo militaris. Perspektiven einer kritischen Militärsoziologie. Bielefeld: Transcript.

Haß, Rabea (2016): Der Freiwillige Wehrdienst in der Bundeswehr. Ein Beitrag zur kritischen Militärsoziologie. Wiesbaden: Springer VS.

Higate, Paul/Cameron, Ailsa (2006): Reflexivity and Researching the Military. In: Armed Forces & Society, 32: 2, 219–233.

Kernic, Franz (2001): Sozialwissenschaften und Militär. Eine kritische Analyse. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Kümmel, Gerhard/Prüfert, Andreas D. (Hrsg.) (2000): Military Sociology. The Richness of a Discipline. Baden-Baden: Nomos.

Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jaqueline (Hrsg.) (2005): Militärsoziologie. Eine Einführung. 1. Aufl. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Levy, Yagil (2015): Time for Critical Military Sociology. In: Res Militaris, 5: 2, 1–8.

Rowley, Elisabeth/Weitz, Fabian/Werkner, Ines-Jaqueline (2012): Militärsoziologische Forschung in den USA und in Deutschland. Eine Literaturanalyse über fünf Jahrzehnte. In: Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jaqueline (Hrsg.): Militärsoziologie. Eine Einführung. 2. Aufl. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 495–519.

Soeters, Joseph L./Shields, Patricia M./Rietjens, Sebastiaan (Hrsg.) (2014): Routledge Handbook of Research Methods in Military Studies. Milton Park: Routledge.

Steinbrecher, Markus/Biehl, Heiko/Elbe, Martin (Hrsg.) (2021): Empirical Social Research in and on the Armed Forces. Comparative and National Perspectives. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.

Williams, Alison/Jenkings, Neil K./Woodward, Rachel/Rech, Matthew F. (Hrsg.) (2016): The Routledge Companion to Military Research Methods. London/New York: Routledge.

Teil I:
Voraussetzungen, Grundlagen und Wirkungen der empirischen Militärsoziologie

Funktionen militärsoziologischer Forschung. Eine Bilanz der Militärsoziologie als empirischer Sozialforschung

Heiko Biehl

1 Weshalb noch eine Bilanz militärsoziologischer Forschung?

Die Betrachtung ihrer selbst ist der deutschen Militärsoziologie mehr als vertraut. Es gibt zahlreiche Überblicke zum Stand der Disziplin. Bei aller Unterschiedlichkeit hinsichtlich Ausrichtung, Aufbau und Bewertungskriterien gelangen die Bilanzen zumeist zu einem durchwachsenen Urteil. Mit Blick auf ihr wissenschaftliches Standing befindet sich die Militärsoziologie demnach in einer spannungsreichen Ambivalenz: Einerseits verweilt sie in akademischer Randständigkeit und an den bundesdeutschen Universitäten ist sie nach wie vor kaum präsent. Für eine wissenschaftliche, zumal für eine universitäre Karriere gilt die Auseinandersetzung mit den Streitkräften weiterhin als wenig förderlich. Entsprechend überschaubar ist die Anzahl von Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlern, die sich hierzulande kontinuierlich militärsoziologischen Fragen widmen. Mithin gäbe es ausreichend Anlass, das bewährte Klagelied von der Militärsoziologie als einer »Soziologie nur für den Dienstgebrauch« (Lippert/Wachtler 1982) oder als einer am »Erkenntnisinteresse des Bedarfsträgers« (Heins/Warburg 2004: 11) ausgerichteten »angewandte[n] Betriebssoziologie« (König 1968: 9) zu singen, ihre Lage als »desolat« (Wachtler 1983: 22) oder gar »jämmerlich« (Lippert 1995) zu bezeichnen. Allein Wolfgang Knöbl (2006: 179) hat vermutlich recht, wenn er konstatiert: »Klagen über das in Deutschland zu beobachtende Desinteresse an der Militärsoziologie haben in der Vergangenheit wenig bewirkt und werden wohl auch in naher Zukunft nicht viel am kritisierten Zustand ändern«. Mit der wiederholten Artikulation ihrer Unzufriedenheit an ihrer wissenschaftlichen und öffentlichen Wahrnehmung replizieren die Militärsoziologen und Militärsoziologinnen in auffälliger Manier die Klagen vieler Soldatinnen und Soldaten über die *vermeintlich* mangelnde gesellschaftliche Anerkennung. Obwohl sich die Militärsoziologie intensiv mit dem Rückhalt der Streitkräfte bei den Bürgerinnen und Bürgern auseinandergesetzt hat (Feaver/Kohn 2001; Rahbek-Clemmensen et al. 2012), ist die Parallelität der Positionen und Forderungen bislang kaum erkannt und thematisiert

worden. Dabei verweist der artikulierte Unmut unmittelbar auf die Legitimation und den öffentlichen Zuspruch, derer sowohl die soldatische Profession als auch die militärsoziologische Disziplin bedürfen. Inwiefern die Unzufriedenheit für die Militärsoziologie berechtigt ist, ist im Folgenden genauer zu analysieren – zumal sich seit den 1990er-Jahren eine neue Dynamik in der Militärsoziologie zeigt (Apelt 2010: 7; Leonhard/Werkner 2012; Naumann 2012; Wiesendahl 2016). Die Zahl vornehmlich junger Forscherinnen und Forscher, die sich mit den Streitkräften auseinandersetzen, nimmt zu. Deren Bemühungen finden ihren Niederschlag in der wachsenden Zahl von Qualifikationsarbeiten (Warburg 2008; Hagen 2012; Franke 2012; Haß 2016; Kayß 2018; Wanner 2019), Lehr- und Handbüchern (Kümmel/Prüfert 2000; Kernic 2001; Callaghan/Kernic 2003; Heins/Warburg 2004; Gareis/Klein 2006; Bredow 2008; Croissant/Kühn 2011; Leonhard/Werkner 2012) im deutschsprachigen Raum und international in der Gründung von Zeitschriften wie »Res Militaris« (seit 2010) oder »Critical Military Studies« (seit 2015). Ist mithin ein Aufschwung oder gar eine Renaissance der Militärsoziologie zu verzeichnen? Oder handelt es sich um ein wissenschaftliches Strohfeuer, da die Ausrichtung und Bedingungen militärsoziologischer Forschung ihrer akademischen Etablierung grundlegend entgegenstehen?

Um sich diesen Fragen zu nähern und zu einem begründeten Urteil über den Stand der bundesdeutschen Militärsoziologie – mitsamt ihren internationalen Bezügen – zu gelangen, wird im Folgenden ein Profil der Disziplin gezeichnet. Dabei sind entsprechend des thematischen Zuschnitts dieses Bandes vornehmlich ihre Leistungen und Defizite als empirische Sozialforschung von Interesse. Unter Rückgriff auf ein Konzept von Michael Burawoy (2005, 2015) wird die Militärsoziologie dabei nicht, wie in den meisten Übersichten üblich, entlang der bearbeiteten Themen präsentiert und bewertet, sondern entsprechend ihrer disziplinären Funktionen. Dieser Zugriff erlaubt eine nach Adressaten differenzierte Betrachtung und Bewertung der militärsoziologischen Forschung. In der Gesamtschau ihrer Stärken und Schwächen steht eine Bilanz, die etwas positiver ausfällt als das Gros der bisherigen Diagnosen. Es zeigt sich, dass die Militärsoziologie wesentliche Forderungen erfüllt, die an moderne Sozialwissenschaften gestellt werden. Burawoys Kategorien ermöglichen zugleich eine Präzisierung der immanenten Mängel, die einer Steigerung der Qualität und Wirkung militärsoziologischer Arbeiten entgegenstehen.

Im Folgenden wird zunächst das Konzept von Burawoy kurz vorgestellt (Abschnitt 2). Daran anknüpfend finden sich Einordnungen der Militärsoziologie als empirischer Sozialforschung entlang der vier von ihm eingeführten Dimensionen. Dabei liegt der Schwerpunkt auf der professionellen Soziologie, dem innerwissenschaftlichen Kontext der Disziplin (Abschnitt 3). Dem schließen sich Darlegungen

zur Militärsoziologie als kritischer (Abschnitt 4), als politikberatender (Abschnitt 5) und als öffentlicher (Abschnitt 6) Soziologie an. Abschließend folgen Anregungen, die zur Entwicklung der Militärsoziologie in allen vier Dimensionen beitragen sollen (Abschnitt 7).

2 Funktionen soziologischer Forschung: Die vier Dimensionen der Soziologie

In seiner »presidential address« als Vorsitzender der American Sociological Association hat Michael Burawoy 2004 eine Konzeption für die Analyse der Soziologie als wissenschaftlicher Disziplin vorgestellt (Burawoy 2005, 2015). Im Kern geht es ihm um eine Differenzierung der Soziologie entlang ihrer Adressaten – und in der Folge entlang ihrer Funktionen. Burawoy unterscheidet eine professionelle (professional sociology), eine kritische (critical sociology), eine politikberatende (policy sociology) und eine sich an die breite Öffentlichkeit wendende (public sociology) Soziologie. Zwar betont er die Notwendigkeit zur Kombination der vier Dimensionen der Disziplin. Sein Engagement gilt jedoch der öffentlichen Soziologie. Burawoy möchte das soziale Renommee und die gesellschaftliche Wirkung der Soziologie, die er als Stimme der Zivilgesellschaft versteht, steigern.

Professionelle Soziologie stellt den wissenschaftlichen Wesenskern der Disziplin dar. Es handelt sich um Forschung, die ihre Inspiration und Orientierung aus der Wissenschaft selbst erhält. Professionelle Soziologie ist binnenorientiert und richtet sich an andere Vertreterinnen und Vertreter der Disziplin. Entsprechend liegt ihr Schwerpunkt auf der Auseinandersetzung über die Erklärungspotenziale von Theorien, die Angemessenheit von Methoden und die Aussagekraft empirischer Befunde. Professionelle Soziologie findet ihren Niederschlag im innerdisziplinären Austausch durch wissenschaftliche Konferenzen und Publikationen, in universitärer Etablierung und in Zusammenschlüssen von Soziologen und Soziologinnen. Wesentliche Kriterien professioneller Soziologie sind die Verbindung von Theorie, Methode und Empirie, die Transparenz und Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses sowie Publikationen in wissenschaftlichen Formaten.

Kritische Soziologie versteht sich als Korrektiv der professionellen Soziologie, die ihr als vermachtet, verkrustet und einseitig gilt. Durch immanente Machtstrukturen blende die etablierte professionelle Soziologie gewisse Themen, Methoden und Zugänge systematisch aus. Die professionelle Soziologie orientiere sich zu stark am akademischen Nutzen ihrer Forschung, der sich in Reputationsgewinnen und Karrierevorteilen niederschlage, statt die Forschung an ihrer soziologischen und mehr noch an ihrer gesellschaftlichen Relevanz auszurichten. Deshalb geht es

Vertreterinnen und Vertretern der kritischen Soziologie darum, neue Themen zu setzen, sich mit gesellschaftlichen Gruppierungen und Perspektiven zu befassen, die von der professionellen Soziologie zu lange unbeachtet blieben. In der kritischen Soziologie, die sich vielfach selbst wissenschaftlich und universitär etabliert hat, fließt mithin die professionelle und die öffentliche Ausrichtung der Disziplin zusammen.

Politikberatende Soziologie ist demgegenüber Forschung, die soziologische Wissensbestände und Fähigkeiten bewusst in den Dienst eines Klienten stellt. Ihr geht es darum, das vom Auftraggeber definierte Erkenntnisinteresse zu verfolgen, um zur Lösung praktischer Probleme beizutragen. Im Vordergrund steht nicht die professionelle oder kritische Reflexion eines Gegenstandes und des analytischen Zugangs zu ihm, sondern die Auftragserfüllung und die Bereitstellung soziologischer Fertigkeiten zur Dienstbarmachung für den Aufgabensteller. Soziologie fungiert dabei in beratender Absicht und wirkt auf Organisationen und deren Politik mit ein. Die Erkenntnisrichtung ist nutzenorientiert: Was kann soziologische Forschung zur Erreichung eines definierten Ziels beitragen?

Unter *öffentlicher Soziologie* schließlich versteht Burawoy das Wirken der Soziologie in den gesellschaftlichen Raum hinein. Im Vordergrund steht die Absicht, soziologische Einsichten in öffentliche Debatten einzuspeisen und zur sozialen Auseinandersetzung beizutragen. Wesentlich ist, dass die Interventionen der Soziologie auf profundem wissenschaftlichen Boden stehen und Soziologen nicht als »Experten für alles« fungieren. Das öffentliche Engagement folge einer normativen Absicht, die der Soziologie eingeschrieben sei. Während Burawoy zufolge die Wirtschaftswissenschaft die ökonomische Logik in den öffentlichen Diskurs einbringt und als Stimme des Marktes fungiert, spreche sich die Politikwissenschaft als Anwalt einer etatistischen Sichtweise implizit oder explizit für die Anliegen des Staates aus. Aufgabe der Soziologie sei es, zivilgesellschaftlichen Interessen Ausdruck zu verleihen. Ohne eine öffentlich wirksame Soziologie seien zivilgesellschaftliche Perspektiven und Standpunkte nicht ausreichend in öffentlichen Kontroversen präsent.

Mit der Etablierung dieses Kategoriensystems verfolgt Burawoy das disziplinpolitische Plädoyer, die verschiedenen Ausrichtungen der Soziologie als komplementär und verschränkt zu begreifen. Gelungene soziologische Forschung lässt sich demnach nicht auf einen Bereich reduzieren – sie sollte in ihrer Wirkung verschiedene Adressaten erreichen. Der wechselseitige Austausch zwischen den soziologischen Ausrichtungen stärkt einander, wobei Burawoy keine Zweifel daran lässt, dass die professionelle Soziologie den Kern der Disziplin ausmacht, aus dem die anderen Kategorien ihre Einsichten, Instrumente und letztlich ihre Legitimation ableiten (2005: 12 f., 2015: 61–64).

Der Vorschlag Burawoys ist erwartungsgemäß nicht ohne Widerspruch geblieben (Bude 2005; als Überblick siehe Aulenbacher et al. 2017). Vor allem das Verständnis der Soziologie als zivilgesellschaftliche Interesseninstanz und die Frage nach der Wertigkeit der vier disziplinären Dimensionen haben wiederholt Kritik auf sich gezogen. Dessen ungeachtet hat das Konzept einflussreich auf die nachfolgenden Selbstverständigungsdebatten der Soziologie gewirkt. Die Pointe des Kategoriensystems besteht darin, dass Burawoy die vorhandenen Spannungen und Konkurrenzen innerhalb der Soziologie keineswegs negiert oder nivelliert. Ihm geht es darum, die vorhandenen Unterschiede zu nutzen, um die Soziologie als Disziplin insgesamt voranzubringen, ihr zu einem besseren wissenschaftlichen Standing zu verhelfen, die Selbstperspektivierung der Disziplin produktiv als Stärke – und nicht als sich perpetuierende Selbstzweifel – zu begreifen, ihr Einfluss auf politische Entscheidungen zu ermöglichen und ihr Resonanz im öffentlichen Raum zu verleihen, damit ihre Produktivität angemessen in gesellschaftliche Diskussionen einfließt und zu sozialen Auseinandersetzungen beiträgt. Die nachstehende Bilanzierung folgt – ungeachtet der berechtigten Einwände – der Systematik Burawoys.

3 Stärken und Schwächen der Militärsoziologie als professioneller Soziologie

Der Status der Militärsoziologie als professioneller Soziologie ist von zentraler Bedeutung für das Selbstbild und die Identität der Forschenden, die vielfach nach der Anerkennung ihrer Kolleginnen und Kollegen streben. Das Ansehen in der professionellen Soziologie definiert zugleich den Spielraum der militärsoziologischen Forschung gegenüber den Anliegen und Absichten des ministeriellen oder militärischen Auftraggebers. Gerade bei Tätigkeiten innerhalb der und für die Streitkräfte eröffnen der berufliche Status als Staatsbedienstete und das professionelle Selbstverständnis mitsamt seinen wissenschaftlichen Ansprüchen das Spannungsfeld der Forschungspraxis.

3.1 Militärsoziologie als immerwährender Etablierungsversuch

Das wiederholt diagnostizierte Defizit der Militärsoziologie als professioneller Soziologie macht sich zunächst am wachsenden, aber weiterhin überschaubaren Interesse an militärsoziologischen Themen fest. Zwar beklagt vermutlich nahezu jede Subdisziplin, ihr Erkenntnisgegenstand würde von der Soziologie im Speziellen und den Sozialwissenschaften im Allgemeinen nicht ausreichend gewür-

digt, trotzdem ist mit Blick auf die Militärsoziologie offensichtlich, dass sie gerade in Deutschland eine eher randständige wissenschaftliche Existenz führt. Das war nicht unbedingt abzusehen, nachdem im Zweiten Weltkrieg Sozialwissenschaftler für die US-amerikanischen Streitkräfte militärsoziologische Studien durchführten (Shils/Janowitz 1948; Stouffer et al. 1949/50), die einen der Gründungsmomente der empirischen Sozialforschung bildeten und aus denen wesentliche Anstöße und Impulse, vor allem methodischer, aber auch konzeptioneller und theoretischer Natur in die allgemeinen Sozialwissenschaften hineinwirkten (Roghmann/Ziegler 1977: 145; Ryan 2013; Bröckling 2017: 334–362). Für die Bundesrepublik liegen militärsoziologische Untersuchungen seit den 1960er-Jahren vor. Wesentlich sind die Arbeiten der Evangelischen Studiengemeinschaft (Picht 1965/66) sowie die Studien der Kölner Gruppe unter Anleitung von René König (1968, 1980: 206 f.). Bis heute stellt das daraus resultierende Sonderheft der »Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie« (König 1968) eine wichtige Referenz in der militärsoziologischen Literatur dar. In den Folgejahren verlagerte sich die Forschung mehr und mehr in bundeswehreigene Einrichtungen. Allen voran am Sozialwissenschaftlichen Institut (SOWI) und in seiner Nachfolge am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr (ZMSBw) wird militärsoziologische Forschung, verstanden als empirische Sozialforschung, seit über vier Jahrzehnten betrieben (für eine Bilanz siehe Dörfler-Dierken/Kümmel 2016a; für eine historische Einordnung siehe Heinemann 2016). Daneben hat sich in den 1970er-Jahren mit dem Arbeitskreis Militär und Sozialwissenschaften (AMS) eine Plattform des sozialwissenschaftlichen Diskurses und der Publikation zu militärsoziologischen Themen etabliert.[1] Zwar ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten ein erneutes Interesse von Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlern aus dem universitären Kontext an militärbezogenen Themen zu verzeichnen. Es fehlt aber weiterhin auf nationaler Ebene an einer breiten und substanziellen Verankerung sowohl in den professionellen Verbänden als auch auf universitären Positionen. Dies schlägt sich nicht zuletzt in einer geringen Präsenz militärsoziologischer Themen in Journalen und Publikationen nieder. Eine bibliometrische Literaturauswertung (Rowley et al. 2012) belegt, dass Beiträge mit Streitkräftebezug in den deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Fachzeitschriften allenfalls eine Randerscheinung sind. Selbst bei großzügiger Auslegung finden sich in den sechs führenden politikwissenschaftlichen und soziologischen Journalen seit Mitte der 1950er-Jahre nur gut 60 Artikel – ein Viertel davon entfällt bereits auf besagtes Sonderheft der »Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie«

1 Inzwischen sind in der Reihe »Militär und Sozialwissenschaften« des AMS über 50 Bände erschienen.

zur Militärsoziologie (König 1968). Ganz selten werden die Streitkräfte als Betrachtungs- und Untersuchungsgegenstand in vergleichenden Analysen herangezogen – etwa in der Organisations- oder der Politischen Soziologie (Kühl 2011, 2012) –, obwohl sich die Streitkräfte gerade in diesen beiden Bereichen als Untersuchungsgegenstand geradezu aufdrängen und fraglich ist, ob eine Politische Soziologie ohne Betrachtung des Militärischen seriöserweise auskommen kann.

Ergebnis und Bedingung des geringen Interesses ist die schwache institutionelle Präsenz der Militärsoziologie in den Sozialwissenschaften. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) kennt zwar derzeit 36 Sektionen (sowie weitere Arbeitsgemeinschaften und Zusammenschlüsse), aber kein Forum, das sich explizit mit militärsoziologischen Fragen auseinandersetzt. Dasselbe gilt für die Deutsche Vereinigung für Politikwissenschaft (DVPW). An den deutschen Hochschulen gibt es keinen Lehrstuhl, der eine Denomination für Militärsoziologie aufweist. Studiengänge, die sich mit militärsoziologischen Fragen beschäftigen, sind ungeachtet der allgemeinen Ausdifferenzierung der Bildungslandschaft weiterhin rar. Der Studiengang »Military Studies« an der Universität Potsdam, der versuchte, militärsoziologische Themen mit militärhistorischen und sicherheitspolitischen Inhalten zu verbinden, ist mittlerweile vom Studiengang »War and Conflict Studies« abgelöst worden, der zwar militärsoziologische Studienanteile enthält, jedoch zuvorderst geschichtswissenschaftlich ausgerichtet ist. Militärsoziologische Themen finden sich mitunter im Bereich der Friedens- und Konfliktforschung (etwa im Masterstudiengang »Internationale Studien/Friedens- und Konfliktforschung« an der Goethe-Universität Frankfurt am Main) oder in allgemeinen soziologischen Studiengängen (etwa als Anwendungsbeispiel der Organisationssoziologie wie an der Universität Bielefeld).[2] Die Anzahl entsprechender Studienanteile und Lehrveranstaltungen ist jedoch übersichtlich und hat bislang nicht zur Herausbildung einer verbindenden Identität oder gar universitären Etablierung des Faches in Deutschland geführt.

3.2 Stärken der Militärsoziologie: Interdisziplinarität, Methodenpluralismus, Internationalität

Nimmt man die Kriterien zum Maßstab, die an die soziologische Forschung derzeit gestellt werden, dann überrascht das geringe professionelle Standing der Militärsoziologie in Deutschland. Schließlich erfüllt sie in einem bemerkenswer-

2 Informationen zu den Inhalten und dem Aufbau der genannten Studiengänge: <http://www.fb03.uni-frankfurt.de/43227701/>, <http://ekvv.uni-bielefeld.de/sinfo/publ/modul/31152493> (letzter Zugriff: 25.5.2021).

ten Ausmaß Anforderungen wie Interdisziplinarität, Methodenpluralismus und Internationalität, die als Merkmale moderner Sozialwissenschaften gelten. Unter dem Label Militärsoziologie versammeln sich national wie international eine ganze Reihe von Studien mit unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Zugängen, die sich einem gemeinsamen Erkenntnisgegenstand widmen. Genuin soziologische Untersuchungen gehören dazu – sie bilden jedoch nur einen Ausschnitt aus einem bunten Spektrum. Verbreitet sind politikwissenschaftliche Analysen, die sich mit organisatorischen, institutionellen und vor allem politischen Aspekten von Streitkräften und Sicherheitspolitik beschäftigen. Eine eigenständige Forschungsrichtung stellen militärpsychologische Studien dar, deren Bandbreite von klinischen Untersuchungen über praktische Unterstützungsleistungen bei der Personalauswahl bis hin zu motivationalen Fragestellungen, die für militärsoziologische Zusammenhänge von besonderer Relevanz sind, reicht (siehe die Beiträge in der Fachzeitschrift »Military Psychology«). Um diese drei Kerndisziplinen ranken sich weitere Forschungsrichtungen, von denen – getrieben durch die internationalen Einsätze des Militärs – die Ethnologie merklich an Bedeutung gewonnen hat. Für Deutschland ist zudem die über die Militärseelsorge institutionell verankerte Theologie prägend. Hinzu treten ökonomische, verwaltungswissenschaftliche oder historische Perspektiven, die mitunter mit militärsoziologischen Fragestellungen verbunden sind. Die Interdisziplinarität stellt in der Forschungspraxis eine Herausforderung dar, wenn unterschiedliche Zugänge und Standards kooperativ und konstruktiv zu verbinden sind. Der Austausch – und die sich gelegentlich entzündenden Kontroversen – verhindern jedoch, dass sich die Forschung zu sehr in (sub-)disziplinspezifische Details und Debatten verliert.

Eine unmittelbare Konsequenz der interdisziplinären Kooperation sind die verschiedenen methodischen Zugänge, die in gemeinsamen Forschungsprojekten Anwendung finden. Der resultierende Methodenpluralismus stellt eine wesentliche Stärke militärsoziologischer Forschung dar. Die oftmals behauptete (und dann zumeist beklagte, z.B. Basham et al. 2015: 2) Dominanz quantitativer Verfahren ist dabei nicht zu erkennen. Aufgrund der Einführung von Controllingverfahren und Kennzahlen in den Streitkräften mag zwar ein gesteigerter Bedarf an Zahlen und Fakten für die Organisationssteuerung zu verzeichnen sein, der zum Teil durch sozialwissenschaftliche Erhebungen gedeckt wird (Streeck 2009). Qualitative Untersuchungen bilden jedoch weiterhin einen entscheidenden Teil der militärsoziologischen Studienlandschaft (Carreiras/Castro 2012). Dies belegt die bereits angeführte Detailauswertung des führenden militärsoziologischen Journals »Armed Forces & Society«, die ein ausgewogenes Verhältnis an Beiträgen unterschiedlicher methodischer Ausrichtung nachweist (Rowley et al. 2012: 506). Seit der Gründung der Zeitschrift in den 1970er-Jahren stellen quantitative Artikel in keiner Dekade

die Mehrheit. In den ersten drei Jahrzehnten dominierten qualitative Studien, erst seit den 2000er-Jahren liegen mehr Aufsätze mit quantitativer Ausrichtung vor, die jedoch stets weniger als 40 Prozent aller Beiträge ausmachen. Was für »Armed Forces & Society« gilt, trifft auf die Militärsoziologie insgesamt zu: Bereits eine kursorische Durchsicht der vorliegenden Literatur aus Monografien (Hagen 2012; Haß 2016; Münch 2016), Sammelbänden (Leonhard/Werkner 2012; Dörfler-Dierken/Kümmel 2016a) und weiterem Schrifttum sowie die Beiträge auf den einschlägigen Konferenzen[3] lassen keine Dominanz oder auch nur ein Übergewicht quantitativer Ansätze in der internationalen oder in der deutschsprachigen Militärsoziologie erkennen. Im Vergleich zu anderen Forschungsfeldern ist vielmehr der Anteil an Projekten, die sozialwissenschaftliche Methoden kombinieren, bemerkenswert (siehe hierzu den Beitrag von Biehl und Tomforde in diesem Band).

Viele militärsoziologische Forschungsprojekte stehen jedoch nicht nur vor der Herausforderung, unterschiedliche Methoden zu kombinieren und Wissenschaftler verschiedener Disziplinen zusammenzubringen. Der allgegenwärtigen Forderung nach internationalem Austausch, nach länderübergreifenden Vernetzungen und Kooperationen kommt die Militärsoziologie in beeindruckender Weise nach: Ein ganz wesentlicher Anteil ihrer Forschungsprojekte ist international ausgerichtet, zumindest aber mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Nationen abgestimmt. Projekte mit multinationalen Forscherteams sind in der Militärsoziologie verbreitet. Dies gilt ohnehin für Untersuchungen zur militärischen Kooperation – sei es in multinationalen Stäben und Verbänden oder im Einsatz (Leonhard/Gareis 2008; Leonhard et al. 2008). Zugleich werden Fragen und Themen, die westliche Armeen insgesamt betreffen, länderübergreifend untersucht – seien es die Haltungen der Bevölkerung zu den Streitkräften und zur Sicherheitspolitik (Kernic et al. 2002), Personalrekrutierungs- und Personalbindungsfragen (Tresch/Leuprecht 2010) oder die Folgen des Übergangs von Wehrpflicht- zu Freiwilligenarmeen (Haltiner 1998; Werkner 2003; Mannitz 2012). Stets werden in solchen Forschungsanstrengungen internationale Vergleiche vorgenommen oder zumindest die nationalen Erfahrungen in Bezug zur Entwicklung in anderen Ländern gestellt. Befördert wird der internationale Austausch durch intensive persönliche Kontakte. Wissenschaftliche Befunde werden regelmäßig auf internationalen Konferenzen präsentiert und deutschsprachige Militärsoziologinnen und Militärsoziologen sind in den relevanten internationalen Vereinigungen (RC01, IUS und ERGOMAS) präsent. Dabei erwächst die

3 Dazu zählen das Research Committee 01 (RC 01) der International Sociological Association (ISA), das Inter-University Seminar on Armed Forces and Society (IUS), die European Research Group on Military and Society (ERGOMAS) und für den deutschsprachigen Raum der Arbeitskreis Militär und Sozialwissenschaften (AMS).

bemerkenswerte Internationalisierung der hiesigen Militärsoziologie aus einem vermeintlichen Manko. Denn wie in anderen europäischen Staaten – und selbst in den USA – gibt es die bereits angemerkte überschaubare Verankerung militärsoziologischer Forschung an zivilen Hochschulen. Infolgedessen gewährleisten Kontakte zu internationalen Kolleginnen und Kollegen vielfach erst den notwendigen wissenschaftlichen Austausch. Dieser wird durch den Umstand erleichtert, dass viele Militärsoziologinnen und Militärsoziologen für die Streitkräfte arbeiten. In vergleichbaren beruflichen Konstellationen sind sie in Militärakademien tätig (wie in West Point in den USA, an der Militärakademie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich oder an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg) und vertreten dort in Lehre und Forschung die militärsoziologische Disziplin. Seltener finden sich reine Forschungseinrichtungen wie das ZMSBw.

Die weithin geforderten Kriterien von Interdisziplinarität, Methodenpluralismus und internationaler Vernetzung sind kein Selbstzweck. Sie verhindern, worauf Burawoy (2005: 16, 2015: 72–76) ausdrücklich hinweist, Pathologietendenzen der professionellen Soziologie – etwa eine zu starke Selbstreferenzialität durch unzureichenden interdisziplinären Austausch. Angesichts der skizzierten Eigenschaften militärsoziologischer Forschung ist umso erklärungsbedürftiger, weshalb ihre professionelle Etablierung innerhalb der Soziologie weiterhin aussteht. Die Ursachen hierfür sind zum einen in den Strukturen, Prägungen und Interessen der etablierten Soziologie zu suchen. Zum anderen stehen der Zuschnitt und die Bedingungen militärsoziologischer Forschung ihrer breiteren Verankerung in der professionellen Soziologie entgegen. Im Folgenden werden zunächst die Gründe für das verbreitete Desinteresse der Soziologie am Gegenstandsbereich des Militärischen betrachtet (Abschnitt 3.3). Anschließend wird die Frage erörtert, weshalb die vorliegenden militärsoziologischen Studien nicht stärker in der soziologischen Diskussion präsent sind (Abschnitt 3.4).

3.3 Berührungsängste und Kooperationstabus der professionellen Soziologie

Elmar Wiesendahl (2016) zeichnete vor einigen Jahren eine ermutigende Bilanz militärsoziologischer Forschung. Dennoch identifizierte er bestehende Defizite und diagnostizierte eine Scheu der universitär verankerten Wissenschaft, sich dem Gegenstand des Militärischen zu nähern. Für den verwandten Bereich der kriegerischen Gewalt haben Hans Joas und Wolfgang Knöbl (2008) eine »Kriegsverdrängung« ausgemacht, die ihnen als zentrales Manko sozialwissenschaftlicher Theoriebildung gilt. Weshalb mangelt es der Soziologie an einem profunden und kontinuierlichen Interesse an den Streitkräften? Die mutmaßlich größten Vorbehalte

gegen die Militärsoziologie ergeben sich aus dem Gegenstand selbst. Streitkräfte sind nach gegenwärtigem Verständnis staatlich sanktionierte Organisationen zur Ausübung kollektiver Gewalt. Damit verfügen sie – zumal angesichts moderner Waffentechnologie – über ein ungeheures Destruktionspotenzial, was in Teilen der Gesellschaft kritisch gesehen wird und das sich in Bürgerkriegs- oder Putschszenarien auch gegen die Gesellschaften richten kann, die sie unterhalten. Aufgrund dieser gravierenden Potenziale ist die persönliche Positionierung zu den Streitkräften mit starken normativen, politischen und emotionalen Aufladungen verbunden: Betrachtet man das Militär als gefährliches und überflüssiges Relikt vergangener Zeiten, als notwendiges Übel oder schreibt man ihm gar eine gesellschaftliche Leitfunktion zu? Die sich daraus ergebende Politisierung zu den Streitkräften sollte die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihnen eigentlich befördern. In der Praxis zeigt sich jedoch eine wissenschaftspolitische Distanz, die Forschungsanstrengungen eher hemmt.

Während die Soziologie, wie Michael Burawoy konstatiert (2005, 2015: 53–55), in den letzten Jahrzehnten politisch zunehmend nach links gewandert ist, gelten Streitkräfte gemeinhin als konservative Organisationen. Die politischen Diskrepanzen sind Ausdruck tiefliegender und weitgehender Unterschiede, sodass mit einiger Berechtigung von einer kulturellen Distanz zwischen Soziologie und Streitkräften gesprochen werden kann. Diese findet ihren offenkundigen Niederschlag darin, dass nur ein überschaubarer Teil der Soziologinnen und Soziologen persönliche Erfahrungen in und mit den Streitkräften aufweist. Entsprechend selten gibt es persönliche Anknüpfungspunkte für ein professionelles Interesse am Militärischen. Entscheidender ist jedoch, dass einem Großteil der Soziologie letztlich die Überzeugung einer progressiven Gesellschaftsentwicklung eingeschrieben ist. Bewusst oder unbewusst vertreten viele soziologische Ansätze und deren Protagonisten modernisierungstheoretische Überzeugungen, wonach Gesellschaften im Laufe der Geschichte Kriege und Konflikte überwinden können. Streitkräfte erscheinen in einer solchen Perspektive als bloße Residuen. Eine profunde Soziologie bedarf jedoch angesichts der historischen und aktuellen Entwicklungen der Auseinandersetzung mit Kriegen als gesellschaftlichem Phänomen (Joas/Knöbl 2008; Spreen 2008; Kuchler 2013; Kruse 2015).

Hinzu tritt, dass einige Forscherinnen und Forscher die Sorge umtreibt, mit Themen wie Militär, Gewalt und Krieg identifiziert zu werden, da dies reputations- und karriereschädliche Wirkungen entfalten könnte. Sie wähnen sich dem Vorwurf ausgesetzt, zur Optimierung des Militärischen beizutragen und damit einer Militarisierung der Gesellschaft oder gar der Vorbereitung von Kriegen Vorschub zu leisten. Allerdings sind Zweifel an der Stichhaltigkeit solcher Vorbehalte angebracht. Denn es ist zu simpel anzunehmen, Forschende würden per

se mit ihrem Untersuchungsgegenstand gleichgesetzt bzw. sich mit diesem identifizieren. Vielmehr lässt sich entgegengesetzt argumentieren, dass sich viele Sozialwissenschaftler mit Bereichen beschäftigen, die sie für problematisch, kritisierbar und verbesserungswürdig halten und damit eine dezidiert kritische Position zum Untersuchungsgegenstand einnehmen. Politische Extremismusforscher argumentieren häufig vom Standpunkt pluralistischer Demokratietheorien aus.[4] Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich mit Ungleichheiten zwischen sozialen Schichten, Gruppen und Geschlechtern beschäftigen, wollen zumeist Beiträge zu deren Abbau liefern.[5]

Ein Blick in angrenzende Disziplinen zeigt, dass es wohl kaum der Erkenntnisgegenstand an sich sein kann, der ursächlich für die Distanz der Soziologie ist. So gelang der Militärgeschichte in den letzten Jahrzehnten ein bemerkenswerter Aufstieg. Zwar genossen kriegerische Auseinandersetzungen in der historischen Forschung aus naheliegenden Gründen stets einen gewissen Stellenwert – erst recht in der deutschen Geschichtsschreibung. Die Militärgeschichte hat jedoch in den letzten dreißig Jahren in der allgemeinen Geschichtswissenschaft erheblich an Renommee gewonnen, ist in Teilen regelrecht populär geworden und wirkt sowohl in den öffentlichen Raum als auch in andere Disziplinen hinein (Kühne/Ziemann 2000; Müller/Rogg 2013). Desgleichen befasst sich die Politikwissenschaft intensiver und vielfältiger mit den Themenfeldern Sicherheit, Strategie und Krieg, als dies noch vor einigen Jahrzehnten üblich war. Der Aufschwung der Security und Strategic Studies belegt diesen Trend. Am prominentesten wurde in Deutschland die These von den Neuen Kriegen diskutiert, mit der Herfried Münkler (2002) im Nachgang der Balkankriege, des 11. September 2001 und des einsetzenden Afghanistankrieges eine Diskussions- und Reflexionsfolie weit über den Kreis der fachwissenschaftlichen Auseinandersetzung geboten hat. Ferner liegt zur transatlantischen und mehr noch zur europäischen Dimension der Sicherheitspolitik eine kaum zu überblickende Zahl politikwissenschaftlicher Publikationen vor. Die Berührungsängste der akademischen Soziologie gegenüber dem Militär als Untersuchungsgegenstand rühren womöglich daher, dass dieses als wenig zugänglich und transparent gilt. Während Streitkräfte allzu gerne mit der Notwendigkeit von Sicherheitsbelangen argumentieren, um Informationen und Tatbestände zu

4 So bezeichnet das Kompetenzzentrum für Rechtsextremismus- und Demokratieforschung an der Universität Leipzig die »Stärkung des demokratischen Miteinanders in der Gesellschaft« als eines seiner Anliegen, siehe <www.kredo.uni-leipzig.de> (letzter Zugriff: 25.5.2021).

5 Vgl. hierzu die Selbstdarstellung des gewerkschaftsnahen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung, siehe <www.wsi.de/de/das-wsi.htm> (letzter Zugriff: 25.5.2021).

verheimlichen und prüfende Einblicke zu verhindern, zeichnet sich Wissenschaft durch Transparenz und Öffentlichkeit aus. Sie lebt vom Austausch der Ideen und Befunde. Das Militär wird stereotyp mit Befehl und Gehorsam, mit Hierarchie und Dienstgraden identifiziert. Wissenschaft soll hingegen durch das bessere Argument überzeugen und Diskussionen auf Augenhöhe – ungeachtet von Rang, Position und Status erlauben. Zwar ist offensichtlich, dass in der Praxis beider Bereiche Abweichungen von den Stereotypen bestehen. Trotzdem tragen diese Leitbilder, auch als Ausdruck jeweiliger bereichskultureller Prägung, zu einer Kontinuität der Distanzen zwischen Streitkräften und Soziologie bei.

3.4 Gründe der begrenzten Wahrnehmung militärsoziologischer Forschung

Die Randständigkeit der Militärsoziologie ist nicht allein den Vorbehalten der akademischen Soziologie geschuldet. Der Zuschnitt der militärsoziologischen Forschung selbst trägt zu ihrer begrenzten Wahrnehmung bei. Die Militärsoziologie hat sich ihr Schattendasein zu einem erheblichen Teil selbst zuzuschreiben, wobei zwei Defizite besondere Aufmerksamkeit verdienen: die thematische Engführung militärsoziologischer Forschung, die dem Wesen von Streitkräften als Organisationen zur Entfaltung kollektiver Gewalt nur unzureichende Aufmerksamkeit schenkt, und die vorwiegend empirische Ausrichtung, die theoretische Potenziale der Forschung allzu häufig ungenutzt lässt.

Die Militärsoziologie zeichnet sich durch einen ganzen Strauß an Untersuchungsthemen aus. Woran es aber erstaunlicherweise mangelt, ist eine breite Auseinandersetzung mit der militärischen Gewalt als solcher. Betrachtet man die vorliegende Literatur, dann existiert eine beachtliche Anzahl von Studien zu »social issues« – exemplarisch seien die Untersuchungen zur Vereinbarkeit von Dienst und Familie oder die wiederholten Befragungen zum Pendeln (Collmer 2005) genannt. Diese Form der Militärsoziologie betrachtet die Streitkräfte aus der Perspektive einer »cold organization« – ein Zustand, der für den weit überwiegenden Teil militärischer und soldatischer Realitäten durchaus prägend ist. Dabei übersieht die militärsoziologische Forschung allzu oft das spezifische Merkmal von Streitkräften: die Befähigung zur Ausübung organisierter kollektiver Gewalt. In den letzten Jahren steigt die Anzahl der Forscherinnen und Forscher, die sich für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Entfaltung militärischer Gewalt einsetzen. Philipp Münch (2016: 13–15) wirft der Militärsoziologie in diesem Zusammenhang aber zu Recht vor, sich dieser Thematik zu lange verschlossen zu haben. Der britische Soziologe Anthony King (2011, 2013, 2019) hat in einem jahrelangen Forschungsprogramm zu Formen, Bedingungen und Folgen militäri-

scher Gewalt aufgezeigt, wie durch einen theoretisch und methodisch innovativen Zugriff die interne militärsoziologische Debatte revitalisiert und an andere sozialwissenschaftliche Diskussionszusammenhänge substanziell angeschlossen werden kann. Um die Relevanz militärsoziologischer Forschung zu steigern, sind jedoch mehr Untersuchungen zu Fragen militärischer Gewalt – in unterschiedlichsten Facetten – ebenso unabdingbar wie eine breitere theoretische Fundierung – gerade hier hat die deutsche Militärsoziologie erheblichen Nachholbedarf.

Militärsoziologische Projekte verfolgen – nicht nur hierzulande – zumeist empirische Fragestellungen. Dies ist ihrem Entstehungszusammenhang geschuldet, zumal wenn die Streitkräfte als Auftraggeber auftreten. In der Folge leiten Verwertungsabsichten das Untersuchungsinteresse. So hat – um nur ein plastisches Beispiel zu nennen – die Personalforschung just dann ihren Aufschwung genommen, als aufgrund des demografischen Wandels, der sinkenden Jugendarbeitslosigkeit und des Übergangs zur Freiwilligenarmee die Rekrutierung junger Soldatinnen und Soldaten schwieriger geworden ist (Elbe/Richter 2019). Doch auch hier ist der Anschluss an die klassische arbeitssoziologische Forschung eher gering. In Folge ihrer Praxisorientierung weist die militärsoziologische Forschung allzu oft einen empirischen Überschuss auf. Woran es mangelt, ist eine Ausrichtung an sozialwissenschaftlichen Debatten außerhalb des engen Kreises der militärsoziologischen Forschung.

Zu diesem Defizit tragen verschiedene Bedingungen bei. Da viele Projekte aus praxisrelevanten Fragestellungen und Problemlagen entwickelt werden, ist es schwierig, deren Design und Befunde nachholend in sozialwissenschaftliche Debatten zu überführen. Zuweilen ist aufgrund der Fülle an Projekten schlichtweg nicht ausreichend Zeit vorhanden, das Untersuchungsmaterial weiterführend auszuwerten und für wissenschaftliche Zusammenhänge aufzubereiten. Erschwerend kommt hinzu, dass die meisten sozialwissenschaftlichen Literaturstränge keinen expliziten Bezug zu den Streitkräften aufweisen. Daher kann nur selten an bereits geführte Diskussionen angeknüpft werden, vielmehr müssen relevante Zusammenhänge zunächst identifiziert und in Bezug zu militärsoziologischen Thematiken gesetzt werden. Deshalb orientiert sich das Gros der vorhandenen Studien an der Diskussion innerhalb der Militärsoziologie selbst. So lebendig der interne Austausch dieser Community auch ist, sie agiert weitgehend isoliert von anderen soziologischen Debatten und strahlt kaum in diese aus. In Teilen sind ihre Diskussionen nicht mehr als eine Abstraktion der praktischen Themen, Fragen und Probleme, die Streitkräfte umtreiben, mit einem entsprechenden Mangel an thematischer Tiefe und argumentativer Schärfe. Dabei sind die Themen und Fragestellungen, die die Militärsoziologie bearbeitet, zweifelsohne anschlussfähig an breitere Kontroversen. Um nur ein paar plakative Beispiele zu nennen: Studien zur Rekrutierung und

Bindung von Soldaten sind anschlussfähig an die Professionssoziologie. Die Verbindung der Analysen zur Integration von Soldatinnen mit Gender-Theorien drängt sich auf und nicht zuletzt ist der zentrale Themenbereich zivil-militärischer Beziehungen als Teilbereich der Politischen Soziologie zu verstehen. Wenn es der Anspruch der Militärsoziologie ist, das wissenschaftliche Interesse an den Streitkräften zu wecken, dann ist die Forschung gefordert, Beiträge zu soziologischen Diskussionen von allgemeinem Interesse zu liefern und nicht nur den internen militärsoziologischen Diskurs zu bedienen.

Aufs Ganze betrachtet sind im Bereich der professionellen Soziologie sowohl fortbestehende Defizite als auch eine Revitalisierung militärsoziologischer Forschung zu beobachten. Belässt man es bei diesen Eindrücken, dann fehlen durchschlagskräftige Argumente gegen die resignative Haltung, die bei früheren Vertretern der Militärsoziologie mitunter anzutreffen ist (Lippert 1995; Wachtler 1983; Zoll 2016). Ein Blick in die anderen Dimensionen der Soziologie verdeutlicht jedoch, wie wertvoll militärsoziologische Forschung für wissenschaftliche und gesellschaftliche Zusammenhänge sein kann. Nicht zuletzt hat die kritische Militärsoziologie in den letzten Jahren wiederholt Diskussionen zur Selbstverständigung und zu den Entstehungsbedingungen militärsoziologischer Studien angeregt.

4 Kritische Militärsoziologie als Erneuerung oder Politisierung?

Das seit einiger Zeit gewachsene Interesse an den Streitkräften als Gegenstand der Soziologie speist sich nicht zuletzt aus dem Engagement der kritischen Militärsoziologie (Levy 2015). Ihr zentraler Vorwurf gegen die bisherige, etablierte Forschung ist deren fehlende Unabhängigkeit. Wie kaum ein anderes Forschungsfeld sei die Militärsoziologie in mehrfacher Hinsicht von ihrem Untersuchungsgegenstand abhängig (Heins/Warburg 2004; Dörfler-Dierken/Kümmel 2016a; siehe hierzu den Beitrag von Warburg in diesem Band). Die Streitkräfte regulierten den Zugang zum Forschungsfeld, initiierten und finanzierten viele Projekte und steuerten den Forschungsprozess – so der Vorwurf. Dass ein Großteil der Militärsoziologen für die Streitkräfte und häufig in ihnen tätig sei, gefährde die persönliche Unabhängigkeit der Forschung. In Deutschland haben jüngst Ulrich vom Hagen (2012) und Rabea Haß (2016) die Etikettierung »kritische Militärsoziologie« für sich reklamiert, wobei sich bedauerlicherweise in beiden Arbeiten keine weitergehenden Erläuterungen finden, was mit dieser Zuschreibung gemeint ist und weshalb sie gewählt worden ist. Eine substanzielle Begründung

für die Selbstzuschreibung bietet das jüngst etablierte »Journal of Critical Military Studies«, das sich folgendermaßen präsentiert:

> »Critical Military Studies provides a rigorous, innovative platform for interdisciplinary debate on the operation of military power. It encourages the interrogation and destabilization of often taken-for-granted categories related to the military, militarism and militarization. It especially welcomes original thinking on contradictions and tensions central to the ways in which military institutions and military power work, how such tensions are reproduced within different societies and geopolitical arenas, and within and beyond academic discourse. Contributions on experiences of militarization among groups and individuals, and in hitherto underexplored, perhaps even seemingly ›non-military‹ settings are also encouraged.«[6]

In einem Beitrag zum Selbstverständnis wenden sich die Herausgeberinnen und Herausgeber des Journals gegen die als konventionell empfundene Militärsoziologie. Dieser halten sie ihren Praxisbezug und ihre Bereitschaft vor, »to offer recommendations for the improvement of military policy« (Basham et al. 2015: 1). Stattdessen gehe es einer kritischen Forschung um »approaching military power as a question, rather than taking it for granted« (ebd.).

Die Verfechter einer kritischen Militärsoziologie erachten die etablierte Militärsoziologie als ein normativ und politisch heikles Unterfangen. Sie sei weder frei in ihren Themen noch in ihren Methoden oder im Zugang zum Forschungsfeld, folge militärischen Funktionslogiken, reproduziere und stabilisiere militärische Macht statt sie zu dekonstruieren. Zudem sei kaum transparent, welcher Einfluss von politischer und militärischer Seite auf den Forschungsprozess genommen werde. Inwieweit treffen diese Vorwürfe zu? Wie steht es um die Unabhängigkeit der militärsoziologischen Forschung?

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass hierzulande – wie in anderen europäischen Staaten auch – ein Großteil der Forschenden (wie der Autor selbst), die militärsoziologische Fragen verfolgen, in einem Tätigkeits- oder Vertragsverhältnis zu den Streitkräften steht. Damit geht zweifelsohne die Gefahr einher, als Systemangehörige militärische Gegebenheiten eher hinzunehmen, als externe Wissenschaftler dies tun. Zwar sind Organisationskenntnisse und -verbindungen für die Realisierung von Projekten gewiss hilfreich. Dennoch müssen Militärsoziologinnen und -soziologen sich gegen mögliche Betriebsblindheiten wappnen. Umgekehrt gilt aber, dass eine Tätigkeit beim Auftraggeber und Untersuchungsgegenstand nicht per se die

---

6 Siehe die Beschreibung unter »Aims and Scope« <www.tandfonline.com/action/journalInformation?show=aimsScope&journalCode=rcms20> (letzter Zugriff: 25.5.2021).

wissenschaftliche Qualität unterminiert – so sind es in der Regel akademisch verankerte Soziologinnen und Soziologen, die Wissenschaftssoziologie und soziologische Analysen des Hochschulsystems betreiben, Organisationssoziologinnen sind selbstverständlich in Organisationen tätig und auch Arbeitssoziologen sind in der Regel abhängige Arbeitnehmer, Familiensoziologinnen haben vielfach selbst Familie und Soziologen des Lebensalters ein jeweiliges Alter.

Es wäre jedenfalls zu kurz gegriffen, eine simple Dichotomie zwischen einer militärisch bzw. ministeriell gegängelten Auftragsforschung einerseits und einer vollkommen freien und unabhängigen Forschung andererseits zu zeichnen. Die sublimen und zum Teil manifesten Machtstrukturen universitärer Wissenschaft sind hinlänglich bekannt, zumal in den letzten Jahren in verschiedenen Bereichen bewusst neue Abhängigkeitsverhältnisse geschaffen worden sind (z.B. im Rahmen der Drittmittelforschung und der dadurch finanzierten zeitlich knapp befristeten Stellen). Zudem steht die komplexe Realität wissenschaftlichen Arbeitens einer vereinfachenden Sichtweise entgegen. In der Praxis besteht häufig ein erheblicher Spielraum für die Forschenden, die Einfluss auf die Festlegung von Themen und Methoden nehmen können sowie für die Darbietung und Interpretation der Ergebnisse verantwortlich sind. Zugleich kann eine kritische (Halb-)Distanz zu den Streitkräften der Profilbildung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern dienen, sehen sie sich doch ohnehin mit dem Vereinnahmungsvorwurf konfrontiert und sollten schon allein im Interesse ihrer akademischen Reputation darum bemüht sein, ihre Autonomie zu dokumentieren. Zur Interessenwahrnehmung nutzen sie innerhalb des militärischen Apparates vorhandene Divergenzen oder informieren externe Akteure und beziehen diese als Lobbyisten ihrer Anliegen mit ein.

Unzweifelhaft ist, dass die Streitkräfte bzw. die Verteidigungsministerien Einfluss auf die Ausgestaltung der Forschung nehmen. Ein Großteil der Untersuchungen zu den Streitkräften wird von diesen selbst initiiert und finanziert. Themen- und Fragestellungen werden vorgegeben, Abläufe und Zeitpläne abgestimmt – wie dies auch in der Forschung mit zivilen Auftraggebern üblich ist. Deshalb verlangen die damit einhergehenden Setzungen, Begrenzungen und Einflussnahmen einen reflektierten Umgang; sie sind kritisch zu beleuchten und transparent zu machen. Am problematischsten sind Eingriffe in den Forschungsprozess dann, wenn versucht wird, die Ergebnisse von Studien zu steuern. Sei es das Einwirken auf Instrumente und Interpretationen von Untersuchungen, sei es die selektive Publikation von Befunden oder umfängliche Veröffentlichungsbeschränkungen – all diese Maßnahmen stehen der grundgesetzlich garantierten Freiheit von Lehre und Forschung entgegen. Entsprechende Vorkommnisse sind bekannt, zum Teil sind sie öffentlich skandalisiert worden (Zoll 2016). Die Initiativen der kriti-

schen Militärsoziologie ebenso wie der Aufschwung ethnologischer und anthropologischer Ansätze im Forschungsfeld haben der Debatte um die Bedingungen und Positionierungen wissenschaftlicher Untersuchungen neue Dynamik verliehen. Dies ist ein bleibendes und stets zu aktualisierendes Verdienst der kritischen Militärsoziologie.

Weniger überzeugend fallen andere Forderungen aus dem wissenschaftspolitischen Programm der kritischen Militärsoziologie aus. In der ersten Ausgabe des »Journal of Critical Military Studies« wird etwa postuliert: »in critical military studies, nothing is taken for granted as natural or inevitable« (Basham et al. 2015: 2). Cynthia Enloe hat in derselben Ausgabe der Zeitschrift (2015: 3) dieses Verständnis auf die Formel gebracht, »to be a critical military analyst is to be a sceptically curious military analyst« und ist zuversichtlich, dass dieser Ansatz durch die Infragestellung zugrunde liegender Annahmen »more reliable explanations« generiere (ebd.). Diese Forderungen überraschen, denn Unbefangenheit und Wissbegier sollten Analysen, sofern sie soziologische oder überhaupt wissenschaftliche Ambitionen hegen, ohnehin zu eigen sein. Forschende nähern sich ihrem Gegenstand mit Neugier und Skepsis – sie betrachten Phänomene in ihrem gesellschaftlichen Kontext und erkennen die soziale Konstruktion vermeintlicher immerwährender Gültigkeiten. Ob es einer kritischen Militärsoziologie bedarf, um auf diese wissenschaftlichen Selbstverständlichkeiten hinzuweisen, ist fraglich.

Die Vorbehalte der kritischen gegen die etablierte Militärsoziologie zielen ferner oftmals auf die bearbeiteten Themen, während deren konzeptionelle und methodische Ausrichtungen zu selten Gegenstand der Betrachtung sind (Levy 2015). Gemäß der Auffassung der kritischen Militärsoziologie begreift ein zu großer Teil der bisherigen Forschung »military as society« (West/Matthewman 2016: 494). Stattdessen sollte es darum gehen, die Wechselwirkungen zwischen Streitkräften und Gesellschaft in den Blick zu nehmen. So empfehlen die Herausgeberinnen des »Journal of Critical Military Studies« eine genauere Betrachtung der Schnittstellen zwischen zivilen und militärischen Sphären: »It is in prioritizing the ›in-between‹ – the neither exclusively military nor singularly civilian – that critical military studies can expose such tensions and problematize military power in its multiple manifestations« (Basham et al. 2015: 1). Brad West und Steve Matthewman (2016: 495) wiederum legen den Schwerpunkt auf die militärischen Einflüsse in die zivile Gesellschaft: »the manifold ways in which society is shaped by military forces« – ein Befund, der in der Literatur unter dem Schlagwort der Militarisierung verhandelt wird. Die Forderung der kritischen Militärsoziologie, die militärische Binnenperspektive zu überwinden, kann angesichts des vorhandenen Forschungsstandes kaum überzeugen, ist es doch das Themenfeld der zivil-militärischen Beziehungen, das die Militärsoziologie traditionell definiert (Huntington 1957;

Janowitz 1960; Feaver/Kohn 2001; Caforio 2007). Die breit analysierte Thematik der »civilian control« der Streitkräfte (Kohn 1997; Croissant/Kühn 2011) arbeitet sich seit Jahrzehnten an der Frage ab, wie weit der Einfluss ziviler Politiker reichen sollte und wo der professionelle Autonomiebereich militärischer Experten anfängt. Unabhängig von den diversen Antworten, die die Militärsoziologie darauf im Laufe der Zeit gegeben hat, handelt es sich um eine Zone des »in-between« ziviler und militärischer Ansprüche, Interessen und Kompetenzen. Schließlich zieht die Militärsoziologie ihre Berechtigung aus der Einsicht, dass die Streitkräfte nicht allein ein von militärischen Sachzwängen, objektiven Gefahren, nüchternen Risikokalkülen und funktionalen Notwendigkeiten getriebenes Unterfangen sind, sondern alle militärischen Strukturen, Prozesse und Handlungen letztlich gesellschaftlich bedingt sind.

Nach Burawoy (2005: 10 f., 2015: 60–67) zeichnet sich eine kritische Soziologie dadurch aus, dass sie sich sozialen Themen und Gruppen zuwendet, denen die bisherige Forschung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Dadurch sollen dominante Machtstrukturen in der Gesellschaft und der Wissenschaft aufgedeckt und überwunden werden. Mit Blick auf die Militärsoziologie und die Streitkräfte hat dieser emanzipatorische Impuls eine besondere Note. Schließlich haben Armeen die Gleichstellung von sozialen Gruppen wie Frauen, Angehörigen ethnischer Minderheiten und Homosexuellen im Vergleich zur restlichen Gesellschaft erst mit erheblicher, teils jahrzehntelanger Verzögerung nachvollzogen. Die Streitkräfte konnten sich lange Zeit personalpolitisch Gruppen verschließen und damit Abgrenzungen aufrechterhalten, die gesellschaftlich längst überwunden waren. Sowohl zur Legitimation dieser Exklusionsmechanismen als auch zu deren Aufhebung haben militärsoziologische Forschung und Studien beigetragen. In der Folge ist in den letzten Dekaden eine Ausweitung des soldatischen Personalpools festzustellen, der zur Pluralisierung der militärischen Strukturen geführt hat. Den neuen sozialen Gruppen in den Streitkräften und der daraus erwachsenden Diversität widmet die Militärsoziologie erhebliche Aufmerksamkeit. Studien zur Integration von Frauen sind in der Militärsoziologie ubiquitär (Kümmel 2016). Der Diversität der Streitkräfte mit Blick auf ethnische und religiöse Prägungen, Lebensstile und sexuelle Orientierungen widmen diverse Untersuchungen ihre Aufmerksamkeit, die zumeist aus der etablierten Militärsoziologie stammen und von den Streitkräften initiiert worden sind (Langer/Kümmel 2015). Dass die militärsoziologische Forschung bislang thematisch reduziert sei und soziale Gruppen systematisch vernachlässige, lässt sich jedenfalls nur bei sehr einseitiger Wahrnehmung der vorhandenen Studien behaupten.

In der Konsequenz für die Wissenschaft ebenfalls wesentlich ist der spezifische methodisch-konzeptionelle Zuschnitt, den die Streitkräfte als Auftraggeber impli-

zit oder explizit für viele Studien vorsehen. Sichtet man die militärsoziologischen Analysen, dann dominieren Untersuchungen, die die Akteursebene, als Perspektive der Soldatinnen und Soldaten, in den Blick nehmen. Studien, die Strukturen oder Interaktionen betrachten, stehen demgegenüber zurück. Auf der Akteursebene stehen wiederum zumeist die Sichtweisen der Beteiligten, ihre Bewertungen und Einstellungen, kurz gesagt motivationale Faktoren, im Zentrum des Interesses. So werden in Bevölkerungsbefragungen Bürgerinnen und Bürger nach ihrer Haltung zur Bundeswehr, zur Sicherheitspolitik oder zu den verschiedenen Auslandseinsätzen gefragt. In militärinternen Erhebungen können Soldatinnen und Soldaten ihre Erfahrungen kundtun, Vorgesetzte bewerten, über ihre Belastungen berichten und Stellung zu politischen Entscheidungen und militärischen Maßnahmen nehmen. Dabei ist es zweitrangig, ob diese Einstellungen mittels quantitativer oder qualitativer Verfahren erhoben werden, stets stehen Individuen im Fokus. Mit diesem Zuschnitt werden gewisse Bereiche der Organisation hervorgehoben und andere vernachlässigt – zugleich sind die Forschungsprojekte anschlussfähig an Ansätze und Theorien, die auf der Mikroebene individueller Akteure ansetzen. Weitaus schwieriger ist demgegenüber die Verbindung zu Theorien und Konzepten der Makroebene. Im Ergebnis steht eine Militärsoziologie als empirische Sozialforschung, die einen Forschungszugang über die Mikroebene individueller Akteure präferiert. Diese zweifache Verengung vieler Untersuchungen ist in der Militärsoziologie bislang nicht ausreichend problematisiert worden. Auch die kritische Militärsoziologie hat diese Defizite zu selten in den Blick genommen und reproduziert sie in Teilen gar.

Bilanziert man den Beitrag der kritischen Militärsoziologie zur Fortentwicklung der Disziplin, dann ist es zweifelsohne ihr Verdienst, die Verquickung von Verteidigungspolitik, Streitkräften und Militärsoziologie zunehmend durchdrungen und produktiv in Diskussionen und Untersuchungen eingebracht zu haben. Dadurch ist in den letzten Jahren ein stärkeres Bewusstsein für die Bedingungen militärsoziologischer Forschung festzustellen. Reflexionen über den Status und den Einfluss der Forschenden sind üblich geworden. Nicht zuletzt unter dem Eindruck anthropologischer Ansätze ist die Thematisierung und Problematisierung von wissenschaftlichen Beobachtern mittlerweile Bestandteil vieler Studien (Higate/Cameron 2006). Weniger überzeugend ist hingegen die zuweilen anzutreffende Verwendung des Etiketts »kritische Militärsoziologie« als Beglaubigungsversuch, wonach die eigene Forschung sich einer Instrumentalisierung durch die Streitkräfte verschließe. Denn es ist schlichtweg nicht auszumachen, wie sich die Forschung einer solchen Nutzbarmachung entziehen könnte. Auch die Befunde der kritischen Militärsoziologie sind nicht davor gefeit, von den Streitkräften zur Optimierung des Militärischen herangezogen zu werden. Umgekehrt können Studien der eta-

blierten Militärsoziologie den Absichten der kritischen Militärsoziologie genügen, indem sie militärische Machtstrukturen aufdecken, Militarisierungstendenzen nachspüren und sich kritisch mit Erscheinungsformen militärischer Gewalt auseinandersetzen. Dies verweist zum einen auf die Notwendigkeit, dass kritische Militärsoziologie mehr sein muss als Ausdruck einer politischen Positionierung zu den Streitkräften. Zum anderen geraten die Komplexitäten und Ambivalenzen in den Blick, die der militärsoziologischen Forschung als beratender Soziologie zu eigen sind.

5 Die (gesellschafts-)politische Relevanz der beratenden Militärsoziologie

Die Defizite der Militärsoziologie als professioneller Soziologie sind offenkundig und treiben die Disziplin um. Nicht zuletzt die kritische Soziologie hat auf Lücken der bisherigen Forschung hingewiesen und Vorschläge zu deren Überwindung entwickelt. Die vorhandenen Schwächen stehen im auffälligen Kontrast zur Bilanz, die die Militärsoziologie in der Politikberatung aufzuweisen hat. Da ein erheblicher Anteil der Militärsoziologie in und für die Streitkräfte betrieben wird, ist der Policy-Bezug bei den meisten Studien nicht nur evident, sondern konstitutiv. Damit ist, um zunächst die Vorteile dieser Konstellation zu benennen, die praktische Relevanz der Forschung gesichert. Die Streitkräfte beauftragen sozialwissenschaftliche Untersuchungen, weil sie wissen möchten, wie qualifiziertes Personal rekrutiert und gebunden werden kann, wie sich Dienstalltag, Manöver und Einsätze aus Sicht der Soldatinnen und Soldaten darstellen oder wie die Bevölkerung zur Armee, zu ihren Aufgaben und Einsätzen steht. Verteidigungspolitik und Streitkräfte haben ein Interesse an Informationen und Befunden, die sie selbst nicht generieren können und für die sie soziologische Expertise benötigen.

Die Verwertungsabsichten und die Nähe der Studien zum politischen und militärischen Apparat bieten nüchtern betrachtet bemerkenswerte Möglichkeiten, was den, weitgehend exklusiven, Zugang zum Forschungsfeld, die Verfügbarkeit forschungsrelevanter Ressourcen oder die Chance, Entscheidungsprozesse wissenschaftlich zu begleiten, angeht. In Deutschland laufen solche Studien unter dem Label der Ressortforschung, die bundesweit organisiert ist und die Institute anderer Ministerien (etwa das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung oder das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung) einschließt. In der militärsoziologischen Auftragsforschung folgen die Ausrichtung der Untersuchung und die Verwendung der gewonnenen Erkenntnisse organisationspolitischen Interessen, die in der konkreten Ausgestaltung eines Vorhabens mit den sozialwissenschaft-

lichen Standards in Einklang zu bringen sind. Für die Militärsoziologie gilt, dass das Bundesministerium der Verteidigung, das sämtliche empirische Studien innerhalb der Bundeswehr genehmigen muss, zumeist sozialempirische Erhebungen beauftragt, die nicht selten quantitativ ausgerichtet sind. Im Klartext: Die politischen und militärischen Entscheidungsträger verlangen »das Zählen, Messen und Beobachten sozialer Sachverhalte« (Streeck 2009: 17).

Aufgrund der Praxisrelevanz stellen Arbeiten der Auftragsforschung stets ein Politikum dar – zumal wenn sie von internen Forschungseinrichtungen erstellt werden. Mit ihren Befunden beziehen die Studien Position in innerorganisatorischen Auseinandersetzungen und es lassen sich militärpraktische und organisationspolitische Entscheidungen begründen. Burawoy (2005: 16 f.) weist darauf hin, dass soziologische Forschung dazu beitragen kann, Policy-Entscheidungen zu treffen oder bereits getroffene Entscheidungen zu legitimieren. Beide Phänomene finden sich in militärsoziologischen Zusammenhängen (Klein 2002: 44 f.). Für die wissenschaftliche Qualität eines Projekts ist es daher entscheidend, dass die Forscherinnen und Forscher die organisationspolitischen Interessenlagen hinsichtlich der behandelten Thematik kennen – nur mit solchen Einblicken lässt sich der Instrumentalisierung von Untersuchungen entgegenarbeiten.

Der aufmerksame Umgang der Streitkräfte und des Ministeriums mit den Forschungsergebnissen unterstreicht deren Policy-Relevanz. Insbesondere bei Analysen, die von internen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern durchgeführt werden, sind Ministerium und Streitkräfte darum bemüht, diese abgestimmt in die Öffentlichkeit zu kommunizieren. Vorgesehen ist, dass zunächst eine interne Vorlage und Auswertung erfolgt, dann eine kommunikativ begleitete Präsentation für die Öffentlichkeit, an die sich die Möglichkeit weiterer wissenschaftlicher Verwertungen anschließt. Eine solche zeitliche Abfolge stellt keine Besonderheit militärsoziologischer Studien dar. Bei der Auftragsforschung für zivile Einrichtungen ist ein vergleichbares Prozedere üblich. In den letzten Jahren haben Berichte zur Integration von Frauen, zur Situation von Soldatinnen und Soldaten in Auslandseinsätzen, zur Wahrnehmung der materiellen Ausrüstungslage sowie zur Personalgewinnung und Personalbindung Aufmerksamkeit in den nationalen Medien erfahren. Sie sind von Politikern kommentiert und im parlamentarischen Raum wahrgenommen worden – im Plenum ebenso wie vom Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages und vom Verteidigungsausschuss. Diese Resonanz kann kaum verwundern, denn in sämtlichen Studien finden sich sowohl Befunde, die sich von den Verantwortlichen zur Legitimierung der eigenen Entscheidungen

heranziehen lassen,[7] als auch Ergebnisse, die sich als Beleg für Missstände in den Streitkräften deuten lassen und allein schon deshalb zur medialen Berichterstattung taugen[8] (siehe hierzu den Beitrag von Kümmel in diesem Band).

Dabei beschränkt sich der politische Einfluss der Militärsoziologie nicht auf die Resonanz ihrer Studien. Ihre Vertreter wirken in organisationspolitischen Kontexten mit. Militärsoziologinnen und Militärsoziologen stehen als Ansprechpersonen für die militärische Führung und politische Leitung bereit. Sie sind in Arbeitsgruppen, Zirkeln und Beratungsgremien eingebunden und leisten auf diversen Kanälen Politikberatung. Zugleich sind sie in vielfältiger Weise in die Ausbildung und Lehre der Streitkräfte integriert – sei es als Angehörige von Militärakademien oder indem sie mit ihren Beiträgen Inhalte und Material für militärinterne Ausbildungen liefern. Die erhebliche Policy-Relevanz der Militärsoziologie und ihrer Vertreter wird ironischerweise dadurch gestärkt, dass die Zahl der universitären Soziologen, die sich mit den Streitkräften beschäftigen, überschaubar ist. Dies führt zu einem Mangel an (speziell theoriegeleiteten) Forschungskontroversen, wodurch den Positionen der internen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nur wenige externe Stimmen entgegenstehen. Dieser Zuschnitt ist für die Qualitätssicherung und Qualitätssteigerung militärsoziologischer Forschung nicht förderlich.

Wie im Abschnitt 3 zur Militärsoziologie als professioneller Soziologie ausgeführt, weisen militärsoziologische Projekte oft nur schwache Bezüge zu allgemeineren sozialwissenschaftlichen Debatten auf. Dies ist nicht zuletzt den Bedingungen geschuldet, denen militärsoziologische Auftragsforschung unterliegt. Die zeitlichen Vorgaben sind vielfach knapper als in der universitären Wissenschaft üblich. Es gibt zwar auch in der Auftragsforschung Vorhaben mit mehrjähriger Laufzeit. So baut etwa die jährliche Bevölkerungsbefragung des ZMSBw als Dauerprojekt kontinuierlich Datenbestände auf, die für sozialwissenschaftliche Langzeitbeobachtung genutzt werden (siehe den Beitrag von Steinbrecher in diesem Band). Aber ebenso kommt es vor, dass auf einen, allzu oft nur vermeintlich, dringenden Erkenntnisbedarf ad hoc mit einer sozialempirischen Studie zu reagieren ist. In solchen Fällen beträgt die Laufzeit der Untersuchungen nicht Jahre oder Monate, sondern Ergebnisse sind innerhalb von Wochen nach Abschluss der Feldphase und Erhebung der Daten vorzulegen. Dass angesichts solcher Bedingungen manche

7 Siehe beispielsweise die Rede der damaligen Bundesministerin der Verteidigung, Ursula von der Leyen, zur Höhe der Verteidigungsausgaben vom 25.11.2015 <www.bundesregierung.de/breg-de/service/bulletin/rede-der-bundesministerin-der-verteidigung-dr-ursula-von-der-leyen--468604> (letzter Zugriff: 25.5.2021).

8 Exemplarisch: »Soldaten misstrauen ihren Waffen«, Bild vom 19.6.2016 <www.bild.de/politik/inland/bundeswehr/so-viel-vertrauen-haben-unsere-soldaten-in-ihre-waffen-46380518.bild.html> (letzter Zugriff: 25.5.2021).